



## 1. Kapitel.

### Zum Milieu und zur Vorgeschichte.

Die Entwicklung des Napoleonkultus in Deutschland bis um die Mitte der zwanziger Jahre.



Ist es nicht fatal, mit einem Gemeinplätz beginnen zu müssen? So will ich ihn wenigstens von einem andern aussprechen lassen. „Selbst das Genie“, sagt Hermann Marggraff<sup>1)</sup>, „das doch über seine Zeit hinausragt und zugleich am Busen der Zukunft liegt, wurzelt im Boden seiner Zeit und ist mit ihren Säften erfüllt.“ Diese heutzutage banale Erkenntnis, von der die moderne Milieuschilderung ausgeht, muß auch auf unsern Fall Anwendung finden. Wenn man einmal von den „Grenadieren“ absieht, deren Treue gegen ihren Kaiser Heine schon sehr frühe sein nie verklingendes Loblied gespendet, so tritt dieser Dichter als Träger des Napoleonkultus mit dem Erscheinen des zweiten Bandes der „Reisebilder“, also rund um 1825, in die Literatur ein.

Zu dieser Zeit nahm jener Kultus zwar noch nicht völlig die Gipfelstellung ein, auf die ihn die Julizeit, die das dreifarbiges Banner auf den Turm der Notre-Damekirche zurückführte, später gebracht hat; aber er war in stetigem Wachsen begriffen und hatte an äußerer Ausbreitung und innerer Wärme schon einen erheblichen Grad erreicht. Wie war das möglich gewesen, ein Jahrzehnt nach Waterloo, kaum fünf Jahre nach dem Tode des Kaisers, der, wie seit unserer Großväter Tagen jeder Schulbube weiß, unter den Flüchen vieler Millionen von der Schaubühne der Weltbegebenheiten abgetreten war? Wir werden diese in der Geschichte völlig beispiellos dastehende Erscheinung auf ihre Ursachen zu untersuchen haben.

<sup>1)</sup> Holzhausen, Heine u. Napoleon.

Schon in früheren Studien <sup>2)</sup> habe ich den Versuch gemacht, heutigen Lesern ein Bild von dem Eindruck zu geben, den, um einige Jahrzehnte vor 1825, die Persönlichkeit des jungen Bonaparte unter den Mitlebenden, zumal in Deutschland, hervorgerufen hatte. In dem hageren, blassen Jüngling, dessen scharfkantige Züge das Republikanerhaar noch umflutete und der Oesterreichs geübte Feldherrn mit den Krallen seiner Adlerfänge auf den alten Kampfesstätten der raudischen Gefilde packte und schüttelte, dann unter Pyramiden, Sphingen und Memnonssäulen für eine Zeitlang verschwand, um, heerlos, als Triumphator zurückzukehren, in ihm hatten die klassisch gebildeten Zeitgenossen der Revolution einen Brutus, einen Scipio, einen Hannibal gesehen. Nach dem achtzehnten Brumaire, dessen in die Entwicklung des neuen republikanischen Staatswesens brutal einschneidende, wiewohl in ihren Folgen höchst segensreiche Gewalttat dem Sieger einen Teil der Sympathieen entzieht, ihn aber durch andere, der Qualität nach vielleicht wertvollere entschädigt, entspringt eine neue Quelle der Begeisterung. Die staunende Welt, die in lichten Scharen nach der konsularischen Residenz Paris pilgert, lernt die Taten des ordnenden Genies bewundern, das die tiefen Wunden des französischen Staatskörpers heilt oder doch erfolgreich verbindet, in der kurzen Spanne von vier, fünf Jahren die gesamte Verwaltung von Grund aus neu aufbaut, den chaotischen Trümmerhaufen der fünfundzwanzigtausend Konventsgeetze zusammenrafft, um aus diesen ungefügigen Haufen und Bausteinen ein Rechtsbuch, dem Justinianischen an Wert und Dauer vergleichbar, zu schaffen. Auch den äußeren Schmuck des Lebens stellt der Konsul, in etwas geradliniger, steifbeiniger Form, wieder her, richtet Zucht und Sitte, wenigstens die notwendigsten Schranken des Dekorums wieder auf und führt Handel und Gewerbefleiß in das zerrüttete Land Frankreich zurück.

Wenn die unverbesserlichen Verrinas eines starren Republikanertums von dem Konsul-Diktator nunmehr sich abwenden, so gewinnt dieser dafür die Achtung großer, der Erhaltung des Bestehenden zugeneigter Kreise: ohne in dieser Skizze, der Vorgeschichte unseres Themas, auf weitere Einzelheiten eingehen zu wollen, kann ich doch den Namen Goethe nicht verschweigen. Die typischen Metaphern, mit denen man den bedeutenden Mann bezeichnet und deren farbenbuntes Bild die Grade der Bewunderung auch in ihren feineren Abstufungen widerspiegelt, ändern sich bedeutungsvoll. Der den Staat herstellende General wird mit Thrashbul, auch schon einmal, was besonders charakteristisch genannt werden darf, mit Diokletian

verglichen, der dem Rachen der Anarchie ein festes Gebiß anlegende Staatsmann mit dem konservativen Politiker Sulla; der siegreiche Feldherr und Ordner des Gemeinwesens vereinen sich im Bilde Cäsars; abseits grollende Republikaner werfen dem Machthaber vor, daß er auf den Ruhm eines uneigennütigen Washington verzichtet habe. Während noch andere den Spender des Friedens von Lunéville und Amiens als einen zweiten Timoleon feiern, tritt der diktatorische Charakter in dem Vergleich mit Cromwell scharf zu Tage.

Nun aber kommen die Jahre der Kaiserglorie und der gewaltigen Ausdehnung des Frankenreiches, die einen neuen Typus metaphorischer Bezeichnung im Gefolge haben und einen Namen, den der Gefeierte selbst besonders gern hört: Charlemagne, Karl der Große. Und die Gestalt des Herrschers wächst ins Riesengroße. Waren schon die mitlebenden Menschen bei dem ersten Auftreten des Generals Bonaparte ganz eigenartig ergriffen gewesen — auch Neider und Ungünstige wie die geistreiche Frau von Staël — hatte man in den Tagen des Konsulats, namentlich bei dem persönlichen Anblick des immer noch jugendlichen Staatslenkers, die Empfindung gehabt, einer völlig außerhalb des Rahmens der Erfahrung stehenden Persönlichkeit zu begegnen, so schien zur Kaiserzeit der bewundernden Phantasie auch der letzte Zügel zu entgleiten. Wenn er wie auf Meissoniers Bildern, von dem brausenden Jubel der Reitergeschwader umdröhnt, bei Jena oder Friedland über das Blachfeld ritt oder an der Spitze der Bärenmützen seiner alten Garde in den Hauptstädten Europas, Wien, Berlin, Madrid und Moskau, seinen Einzug hielt, da schien er etwas von der „Göttlichkeit“ der Cäsaren des Altertums in sich zu tragen. Und er wurde vergöttet, nicht allein von den Lippen schmeichelnder Präfecten und charakterloser Liebediener aller Länder, auch von würdigen Männern: einem Denker wie Hegel, der während des Geschützdonners von Jena die „Phänomenologie des Geistes“ vollendet, erscheint er als die „Weltseele“. Ja, was vielleicht schwerer wiegt als die Begeisterung der ganzen französischen Nation zusammen, als die Loblieder aus den abhängigen Rheinbundländern, schwerer auch als die neidlose Bewunderung der großen kosmopolitischen Geister Deutschlands, selbst in dem streng national patriotischen Berlin werden nach der Katastrophe von 1806 Stimmen laut, Stimmen aus dem Munde unzweifelhafter Vaterlandsfreunde, die in dem fremden Herrscher den Neugefallter der Dinge verkünden und für den gesunkenen Musterstaat Friedrichs des Großen nur noch in dem Zusammengehen mit dem fränkischen Cäsar Heil und Errettung sehen. Massenbach und Johannes

von Müller waren nicht die einzigen, die solche Gedanken laut werden ließen.

Allerdings waren in Preußen schon vor dem Kriege die ersten Klänge einer patriotischen Lyrik gegen den „Eroberer“ erschollen, und ein unter diesem Titel erschienenenes Gedicht des Kriegsrats Mückler war auch dichterisch so wohl gelungen, daß ihm sogar die Ehre widerfuhr, keinem Geringeren als Friedrich Schiller zugeschrieben zu werden. Auch Achim von Arnim und noch lauter Stagemann, der spätere Befreiungskriegssänger, hatten ihre Stimme erhoben, wie es ja denn in der preußischen Hauptstadt an Gegnern, auch höchst leidenschaftlichen Gegnern, Napoleons niemals gefehlt hat. Aber der Erfolg brachte sie zum Schweigen, und eigentlich haben doch erst die politische und wirtschaftliche Not der folgenden Jahre, die gänzliche Erniedrigung des nationalstolzen Volkes, die Kontributionen und die Übergriffe der Satrapen des ländereherrschenden Kerges jenen unermesslichen Vorrat an Haß gegen den Kaiser zusammengetragen, der im Jahre 1813 zu so furchtbarem Brande sich entzünden sollte.

Besonders die realen Faktoren, die namentlich in den für Volk und Jugend berechneten Schriften über diese Zeit so oft hinter einem Nebel idealer Begeisterung für die Allgemeinheit verschwinden, dürfen hier nicht außer Rechnung gesetzt werden, wenn diese selbst nicht falsch werden soll. So gewiß es wahr ist, daß in jenen für immer unvergeßlichen Tagen sich in deutschen Landen ein gewaltiger Idealismus regte, ebenso wahr ist es auch, daß gerade das tobende Berserkertum, von dem wir noch zu reden haben werden, vorwiegend aus den niederen Wurzeln des Egoismus, der Habsucht und Rachgier hervorzuschwamm, wie das Sudermann im „Kazenzug“ mit gewisser Übertreibung, aber gutem Erfassen der Luststimmung geschildert hat. Wir Realisten der Neuzeit kennen eben leider den Menschen zu gut, um die uninteressierte Opferfreudigkeit für mehr als eine Ausnahme zu halten! Für die Zwecke meiner Untersuchung hat dieser Hinweis insofern Bedeutung, als er zur Erklärung der Tatsache beiträgt, daß die Urteile über Napoleon nach dessen Sturze sich verhältnismäßig so rasch geändert und wiederum dort weniger rasch geändert haben, wo die wirtschaftliche Not vor und während der Kriege am größten gewesen war und die längstdauernden Nachwehen hinterlassen hatte.

Gilt das Gesagte vorwiegend von Preußen, so war auch in den übrigen deutschen Ländern, die mehr oder weniger unmittelbar unter dem kaiserlichen Scepter standen, in den letzten Jahren der Kaiserherrschaft allerlei Sündstoff angehäuft, und es braucht nur an die Kon-

skription, den Polizeidruck, die Knebelung der öffentlichen Meinung und die französische Zollgesetzgebung erinnert zu werden, um eine wachsende Mißstimmung gegen den allmächtigen Mann zu erklären, eine Mißstimmung und Erbitterung, die auch in der Literatur, sobald dieser einmal die Zunge gelöst wurde, ihren Ausdruck finden mußte. Vor allem trug die Kontinentalsperre, das gewaltige Bollwerk, welches der Löwe wider den Walfisch errichtete und das man nach heutiger Einsicht mehr als eine Verteidigungs- denn als eine Angriffsmaßregel anzusehen berechtigt ist, dazu bei, dem Namen Napoleons in allen Ländern vom Strande der Ostsee bis zu den Fluten des Ebro Gegner zu erwecken, und man weiß, daß beispielsweise bei der Erhebung Hamburgs im Frühjahr 1813 die Erbitterung gegen die französischen Douanebeamten einem sonst friedfertigen und aller südlichen Erhitzung abgeneigten Volke die ersten Piken in die Hand gedrückt hat<sup>3)</sup>. Selbst der Cichorienkaffee, an dessen Diktatur auch Männer wie Heine und Laube mit Grausen zurückdachten, hat das Seinige getan, um des Kaisers Bild zu trüben, und manches empfindsame Frauenherz, das für den Helden schwärmte, wird den Engländern ihre Siege vergeben haben, weil sie die von dem großen Manne mit den übrigen Kolonialprodukten verfehlmte köstliche Bohne in die Küchen zurückführten!

Schon 1809 waren bekanntlich die Hoffnungen der deutschen, insbesondere der preußischen Patrioten aufgeflammt, und namentlich in den Dichtungen Heinrichs von Kleist war ein nationaler Haß zum Ausdruck gekommen, der sich nicht nur gegen die Franzosen im allgemeinen wandte, sondern seine nadelscharfe Spitze zuerst und unmittelbar auf Napoleons Brust richtete. „Der Anfang alles Bösen“, der „Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht ausreicht“, ein „der Hölle entstiegener Vaternördergeist“, die „leibhaftige Lüge“, das waren die schmückenden Beiwörter, die der Dichter der „Hermannschlacht“ schon damals dem im Zenith seiner Glorie strahlenden Imperator entgegenschleuderte, während beispielsweise Körner sich darauf beschränkte, Hofers Schicksal in einem Sonett zu besingen und etwas später dem Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, ein paar Gedichte zu widmen.

Erst Napoleons Unglück in Rußland und die Erhebung Preußens während des Frühjahrs von 1813 hat den Tyrtäen der Befreiungskriege so recht eigentlich die Zunge gelöst. Körner, Schenkendorf, Souqué, Rückert, Weßel und viele, viele andere stießen in die Kriegsdrommete, keiner lauter und vernehmlicher als der urderbe Rügener

Bauernsohn Ernst Moritz Arndt. Es liegt in der Natur der diesen Sängern und Propheten beschiedenen Aufgabe, daß sie garnicht daran dachten, ob die etwaige Gestalt, die der Literaturhistoriker späterer Zeiten aus ihren Gedichten als die eines Napoleon abstrahieren könnte, irgendwelche Porträtähnlichkeit mit dem Geschmähten haben würde oder nicht. Für sie war dieser Mann nur der Feind, dessen Vernichtung um jeden Preis sie erstrebten und den sie in der Volksmeinung so tief herabzusetzen suchten, wie nur möglich. Immerhin waren die angewendeten Mittel nicht völlig dieselben, die Dosen bald stärker oder schwächer, die Tinten blasser und tiefer, je nach dem Charakter des Schreibers und der individuellen Stärke der allen gemeinsamen Leidenschaft. Dem feurigen Jünglinge Theodor Körner ist Napoleon meist kurzweg der „Wüterich“ oder „Tyran“, doch ist auch ihm wie Stagemann und andern die Vorstellung geläufig, daß dieser Feind und seine Scharen etwas Höllisches haben oder mit der Hölle im Bunde seien<sup>4)</sup>.

Ungleich tiefer in den Farbentopf hat Arndt gegriffen:

Brandgemalte Teufel scherzen  
Mit Menschenrechten, Menschenherzen,  
Die schwarze Hölle hat den Sieg,

heißt es in den „Liedern aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann“<sup>5)</sup>. Ihm ist Napoleon nicht nur „Tyran“ und „Wüterich“, sondern der „Drache“<sup>6)</sup>, der „Teufel“<sup>7)</sup>, die „wälsche Mordhähne“<sup>8)</sup>, das „schwarze Abgrundstier“<sup>9)</sup>, ein „Egel Zwingeland“<sup>10)</sup>, und noch 1837, sechzehn Jahre nach dem Tode des Gefangenen von St. Helena, ruft er den Bewunderern des einstigen Weltoberers entgegen:

Fort mit dem Lichterlöscher zu den Molchen,  
Fort mit dem Freiheitsmörder zu dem Galgen<sup>11)</sup>!

Auch bei milderen Naturen wie Max von Schenkendorf spielen Teufel und Hölle zur Bezeichnung Napoleons und seiner Anhänger eine Rolle; doch tritt hier die rohe Beschimpfung des Gegners zurück gegen die christlich fromme und mit einer starken Zutat von Mystik verfehte Anschauung des Dichters, bei dem solche und ähnliche Wendungen aus seiner Auffassung des Befreiungskrieges als eines Kreuzzugs entspringen und daher für das humane und ästhetische Gefühl des heutigen Lesers weniger Verletzendes haben als die groben Ausfälle des derben Pommern.

Am salonfähigsten unter den Befreiungsdichtern wird — einerlei, wie man sonst über ihn denken mag — Souqué erscheinen, dessen

vornehmer Charakter sich namentlich dagegen sträubte, nach dem Siege gegen den gestürzten Imperator weiter zu schreiben, wie er auch früher bei seinem Eintritt in den Tugendbund jeden Gedanken einer Teilnahme an einem möglicherweise gegen Napoleon auszuführenden Mordanschlag energisch von sich abgewehrt hatte.

Es war unausbleiblich, daß sich, wie stets in solchen Fällen, bei den gemeineren Naturen die Freude am Sturze menschlicher Größe erst dann mit lauter Vordringlichkeit äußerte, als deren Fall entschieden und nun auch die Gefahr, für verwegene Äußerungen von dem Gewaltigen zur Rechenschaft gezogen zu werden, nach menschlichem Ermessen für immer beseitigt war. Wie Schwämme nach dem Regen schossen nach der Leipziger Schlacht die Früchte einer ultranapoleonfeindlichen Volksliteratur aus dem Boden, und es waren, wie schon ein maßhaltender Zeitgenosse damals bemerkt, viele giftige darunter<sup>12)</sup>.

Wie anständig kommen uns im Vergleich zu ihnen die Gedichte der Kriegsjahre von 1870/71 vor! Neben der augenscheinlich geringeren Erregung der Leidenschaften ist darin der Fortschritt der Gemütskultur und des literarischen Feingefühls unverkennbar. Zumal die Gestalt Napoleons selber erscheint in jener unsäglich rohen, blutdürstigen und blutriefenden Volksliteratur von 1813/15 in einem wie durch Konvekspiegel erzeugten Zerrbilde, dem andern Zerrbilde vergleichbar, das eine ebenso üppig wuchernde und im Grunde ebenso gemeine Karikaturenmalerei, die nach englischen Mustern unser Vaterland mit ihren unsauberen Erzeugnissen überschwemmte, von dem einst Gefürchteten gezeichnet hat<sup>13)</sup>. Kein Schimpfwort der deutschen Sprache war in jenen Liedern, Parodien, Komödien und Farcen, keine Fraße, kein Teufelsattribut, kein Bocksfuß in den ekelhaften Bildern gespart worden, um ein einst mit gleichem Überschwange gefeiertes Heldenidol durch den Kot zu schleifen.

Neben der nationalen Erniedrigung sehe ich gerade wieder in der wirtschaftlichen Not, die, zumal in Norddeutschland, durch die endlosen Militärlasten und Truppendurchzüge vor und im Jahre 1812 bis zur Unerträglichkeit gesteigert war, eine Erklärung dieser an sich höchst unschönen und dem deutschen Gemüt im Grunde so fernliegenden Erscheinung. Ich meine den rohen Spott, der sich über die namenlosen Leiden des fürchterlichen Rückzugs ergoß und in häßlicher Weise die in ihrem Aussehen freilich ans Grotteske streifenden Soldatengespenster beleuchtete, die als Trümmer stolzer Heerhaufen durch unser Land schlichen:

Trommel ohne Trommelstock,  
Kürassier im Weiberrock,

höhnte Jahn, der sich wie ein dem Urwald entsprungener Teutone geberdete, während seine Leistungen im Felde nach dem Zeugnisse eines glaubwürdigen Zeitgenossen dem so pomphast zur Schau getragenen Reckentum nur wenig entsprochen haben sollen<sup>14</sup>).

Natürlich haben sich auch geradezu falsche, sogar recht viele falsche Töne in das gewaltig schmetternde Konzert der patriotischen Lyrik jener Tage gemischt. Wenn unter ihren Stimmführern ein Kozebue auftritt, der den russischen Feldzug gar in einer wüthig sein sollenden Posse verspottet<sup>15</sup>), so kann für diesen zweifelhaften Vaterlandsverteidiger immerhin angeführt werden, daß er sich schon seit Jahren als erklärten Feind des Franzosenkaisers gezeigt hatte, wiewohl er einst anders geredet und beleidigte Autoreneitelkeit bei seinem Napoleonhass stark mit im Spiele war<sup>16</sup>).

Sast noch fragwürdiger als Kozebues Haltung konnte der plötzliche Stimmungsumschlag bei einer Reihe von Männern erscheinen, die ernster genommen sein wollen als der Possenreißer von Weimar. So haben, um nur ein paar hervorstechende Beispiele anzuführen, der Berliner Geschichtschreiber Karl Ludwig von Woltmann, der Greifswalder Theologe Kosgarten und der Gothaer Schriftsteller Zacharias Becker damals überraschend schnell ihre Ansichten über den einst vergötterten Helden geändert<sup>17</sup>). War der Stimmungswechsel, wie bei allen dreien anzunehmen, auch ehrlich, so mußte seine Plötzlichkeit immerhin Verdacht erregen, wie einst in umgekehrtem Fall bei Johannes von Müller. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art bietet auch der Briefwechsel des mit Goethe befreundeten weimarischen Staatsministers v. Voigt, der ganz kurze Zeit nach der Leipziger Schlacht radikal umschwankt. Gar zu schnell verwandelt sich in Voigts Briefen der bis dahin mit allen Attributen vollkommener Menschenwürde ausgestattete „große Kaiser“ in einen „Bären“ und „Schergen der Welt“ und die gute Stadt Paris in das „große Babel,“ als daß der Leser zu dieser Wandlung rechtes Zutrauen gewinnen könnte<sup>18</sup>). Noch unangenehmer mußte auffallen, wenn der Berliner Publizist Friedrich Buchholz, einer von den Preußen, die noch über 1806 hinaus an Napoleon als den Regenerator der Dinge geglaubt, dann abgefallen waren, später zum dritten Male seine Meinung änderte und gezwungen war, sich wegen dieses öfteren Glaubenswechsels öffentlich in den Zeitungen zu verteidigen<sup>19</sup>).



Noch im Jahre 1831 mußte der Göttinger Historiker von Heeren den Vorwurf Schlossers ertragen, daß er „ein Spiel mit der Wahrheit treibe, das deutsche Volk förmlich betrüge und durch leeren und hohlen Schall der Worte um die Erkenntnis bringe, nach welcher es so eifrig strebt.“ Diese Anklage war nicht ganz ungegründet, da Heeren in den verschiedenen Ausgaben seiner „Geschichte des europäischen Staatensystems“ auf Napoleon bezügliche Stellen in deutlich durchscheinender Absicht umgeändert hatte<sup>20)</sup>!

Solche Erscheinungen machen es begreiflich, daß der Liberalismus nach wenig Jahren die Begeisterung der Befreiungskriegszeit als eine von oben her befohlene hinstellen und verspotten konnte. War die Behauptung richtig, so verloren natürlich die Urteile über Napoleon, die jene Zeit abgegeben, alle und jede Rechtskraft. Aber auch wer das nicht zugab, mußte bald erkennen, daß sie von gewaltiger Leidenschaft diktiert und gewiß nicht einwandfrei waren. Das bewies schon die maßlose Übertreibung im Ausdruck, die sich in gleich hohem Grade wie in der poetischen auch in der noch umfangreicheren Journal-, Pasquill- und Flugschriftenliteratur zeigt, deren bloße Aufzählung in den Katalogen größerer Bibliotheken viele Seiten in Anspruch nimmt. Der begabteste und zugleich rücksichtsloseste Vertreter derselben ist Görres gewesen, Görres, dessen freiheitsdurstige Seele sich schon in den Tagen des achtzehnten Brumaire gegen das autokratische Regiment des Konsuls aufgelehnt hatte<sup>21)</sup> und der 1814 dem Ansehen des Kaisers solchen Abbruch tat, daß man seinen „Rheinischen Merkur“ als eine vierte mit Napoleon im Kampf begriffene Großmacht bezeichnen konnte. Auch andere Zeitschriften, die im Brockhaus'schen Verlage herausgegebenen „Deutschen Blätter“, die „Germania“ und wie sie sonst heißen mögen, verfolgten die ausgesprochene Absicht, den Landesfeind, der den Bajonetten lange Zeit erfolgreichen Widerstand leistete, literarisch zu vernichten. Auch hierbei suchte man die geplante Wirkung auf die Volkspheantasie durch möglichst grobe Pinselführung zu erreichen. Neben einer reichen Auswahl an Tierbildern zur Bezeichnung des Gegners — auch Walter Scott hat solche, wie Heine ihm später vorwarf, zu gleichem Zwecke ungemein reichlich verwertet — mußte wieder das antike Cäsarentum seine Typen hergeben. Aber diesmal war es nicht Caius Julius, der ehrbare Stammvater des Hauses, mit dem der posthume Cäsar verglichen wurde; die minder hoch im historischen Ansehen stehenden Tiberius, Caligula, Nero, auch Heliogabal wurden zu passend erscheinenden Vergleichen herangezogen. Großenteils dieselben Epitheta, mit denen

die englische respectability bei seinem gesellschaftlichen Sturze den Sänger des „Childe Harold“ überschüttete. Daneben treten Dschingis-Chan und Attila auf, doch so, daß Napoleon unter letzteren zu stehen kommt. Als Kuriosum aus der gleichfalls stark in Kontribution gesetzten Tierwelt mag noch erwähnt werden, daß der französische Kaiser nicht nur mit jeglicher Art Raubzeug, Tiger, Schakal und Hyäne, zusammengestellt wird, sondern in den Schriften eines besonders patriotischen oder strebsamen Torgauer Diakonus sogar zum — Büffelochsen avancierte<sup>23</sup>).

Neben den bekannten und schon aus diesen Bildern sich ergebenden Hauptvorwürfen grenzenloser Eroberungssucht und blutgieriger Grausamkeit erscheint nun aber noch ein neuer, den man in den Tagen von Moskau, Lützen, Bautzen und selbst nach Leipzig und Waterloo kaum erwartet: der der Feigheit. Über die objektive Berechtigung dieser eigenartigen Anklage hier zu urteilen, ist nicht meine Sache. Immerhin mochten die zweimalige überraschend schnelle Abdankung des Kaisers, die Tatsache, daß er sich, wie viele doch erwartet hatten, das Leben nicht nahm, und sein kaum ganz einwandfreies Benehmen auf der Fahrt von Fontainebleau nach der Insel Elba einigen Anlaß zu derartigen Vorwürfen bieten<sup>23</sup>). Und diesmal wurden auch höhere Geister, selbst solche, die nicht in das allgemeine Verdammungsurteil eingestimmt hatten, an ihm irre.

Bei der Kunde von Fontainebleau kritzelt der Sekundaner Hoffmann (von Fallersleben) in der Kinderstube seines Elternhauses mit einem Diamanten ins Fenster ein Bild des Kaisers in zerlumpter Uniform und schreibt darunter die respektwidrigen Verse:

Hier zeigt die Zeit ein Schattenspiel:  
Napoleon den Großen,  
Wie er von seiner Höhe fiel  
In Nesseln mit dem Bloßen<sup>24</sup>).

Ein Schülerwitz, der nur um der Bedeutung des späteren Mannes halber notiert zu werden verdient. Dieselbe Verachtung spiegelt sich in den Worten von Arnold Friedrich Brodthaus, der gegen des Kaisers Kanonen die Papierbatterien seiner „Deutschen Blätter“ aufgefahren hatte und nun nach dem schwer errungenen Siege in größter Verachtung ausrief: „Welch ein elender Wicht ist denn dieser Napoleon! Pfui! er ist eigentlich nicht wert, daß man ihn anspußt. Nicht den Mut zu haben, ein so geschändetes Leben zu enden! Kann es hier noch eine Frage sein mit Hamlet zu sagen: To be, or not to be, that is the question<sup>25</sup>)? "

Daß er sich nach all den Kugeln, die er auf andere geschickt, keine durch den eigenen Kopf jagte, das konnten ihm die Kleinen nicht verzeihen<sup>26)</sup>.

Aber auch ein Lord Byron hat in jenen Tagen geschrieben:

In Kaiserhoffnung diese Ruh'  
Im Schiffbruch, oder fürchtest du  
Nichts andres als den Tod?  
Mehr Fürstentod als Sklavenlos?  
O deine Wahl ist schimpflich groß!

Mit Napoleons erster Abdankung war in seiner Würdigung ein Tiefpunkt eingetreten. Das gilt auch von unserem Lande, wenigstens von Mittel- und Norddeutschland. Nur einzelne groß geschnittene Geister haben es in jenen Tagen über sich gewonnen, den gestürzten Erz-  
koloß nicht ganz und gar unter das alte Eisen zu werfen. „Ich hasse ihn noch nicht“, schrieb Rahel an Varnhagen<sup>27)</sup>, Rahel, die patriotische Jüdin, die mehr auf den Altar des Vaterlandes gelegt hatte, als mancher der Kornbanten, die gegen Napoleon laut brüllten, und Goethe, dem Herr von Gersdorff die erste Kunde von der Abdankung des Kaisers brachte, „sahen etwas unangenehm durch diese Nachricht berührt“ und bemerkte: „Daß er den Leuten den Gefallen tun würde, sich den Hals abzuschneiden, habe ich freilich nie geglaubt“<sup>28)</sup>. Selbst in diesem Augenblicke also, wo die Voigt und Konsorten mit verdächtiger Eile umjattelten, bewahrte der Größte in Weimar „Dauer im Wechsel“.

Wie gesagt, ein erster Tiefpunkt war erreicht in der Wertschätzung Napoleons, der auch gar nicht mehr Napoleon, sondern wieder Bonaparte oder Buonaparte genannt wurde. Sogar hohe Würdenträger, die soeben erst die kaiserliche Uniform ausgezogen hatten, z. B. Marschall Soult, bedienten sich, auch literarisch, dieser Bezeichnung, während der Sieger von Auerstädt, Davout, Charakter genug besaß, in seiner an Ludwig XVIII. gerichteten berühmten Verteidigungsschrift über die Belagerung Hamburgs nur von dem „Kaiser Napoleon“ zu reden.

Aber schon im Laufe des Jahres 1814 schienen die Aktien des gestürzten Hauses Bonaparte wieder ein klein wenig anzuziehen. In Frankreich standen sie sogar bald wieder al pari. Die Bourbonenregierung, weniger noch die königliche Spitze selbst als das von Béranger so köstlich verspottete Emigrantentum, tat schon damals, was in seinen Kräften stand, um das glorreiche Andenken des Sol-

datenkaisers unter dem Volke, vor allem in dem tiefgekränkten Heldenheere, wachzuhalten und immer aufs neue zu beleben.

Das sind bekannte Dinge, bei denen wir uns nicht aufhalten wollen. Hingegen ist bisher unbeachtet geblieben, daß auch in Deutschland die ersten zarten Spuren eines neuen Napoleonkultus schon in dieser Zeit zu finden sind. Nicht erst nach Napoleons zweitem Sturze oder gar erst unter dem Eindruck der Memoirenliteratur von St. Helena, wie gemeinhin gesagt wird. Zunächst ist es einleuchtend, daß denn doch auch nach dem gewaltigen Umschwunge von 1813, namentlich in den alten Rheinbundlanden und -heeren, ein stattlicher Rest von persönlicher und militärisch-politischer Wertschätzung für den einstigen Feldherrn und Gebieter übrig geblieben sein mußte.

Während der großen Bewegung zu vorsichtigem Schweigen verurteilt, erheben sich nach kurzem wieder, bald hier, bald dort, einzelne Stimmen zu Napoleons Gunsten. Schon während des Feldzugs von 1814 hatte ihn Friedrich von Württemberg zu seinen neuen Siegen beglückwünscht — vielleicht nur ein alter Rest von Servilismus, aber doch charakteristisch in einer Zeit, wo eine Rückkehr des Geschlagenen über den Rhein nicht mehr recht wahrscheinlich war. In West- und Süddeutschland tritt Jahn den Freudenbezeugungen alter Rheinbundoffiziere bei den gleichen Anlässen mehrfach entgegen, worüber er sich, wie immer in etwas bramarbasierendem Tone, in den „Denknissen“ geäußert hat<sup>29)</sup>. Auch Goethe, dem das Siegesgebrüll der „Herdenmenschen“ zuwider war, trägt in Wiesbaden und Weimar den Orden der Ehrenlegion und wird deswegen von seinem Gaste, dem österreichischen General Colloredo, mit soldatischer Grobheit angefahren<sup>30)</sup>.

Neben diesen Relikten alter Napoleonsverehrung zeigen sich neue Ansätze. Da fällt zunächst auf, daß schon während des Aufenthalts auf Elba manche Schriften erscheinen, in denen die napoleonische Herrschaft und die neuen politischen Verhältnisse in einem Tone besprochen werden, der sich von dem tobenden Berserkertum der vorhin charakterisierten Literatur durch seine Mäßigung und das Bestreben unterscheidet, auch dem Gestürzten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hierher gehören die „Politischen Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ und die „Bescheidene, doch freimütige Andeutung über Übertreibungen und Rückwirkungen mit besonderer Hinsicht auf Deutschland“, von denen erstere den als Kriminalisten und juristischen Schriftsteller geschätzten Ludwig Harscher von Almendingen zum Verfasser hatte<sup>31)</sup>.

Das findet die Zustimmung der Kritik, wie eine wichtige und gehaltvolle Besprechung in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ beweisen kann<sup>32)</sup>. Dann bringt eine sächsische Zeitschrift, die freilich auch sonst an dem Sturm gegen den Kaiser nur mäßigen Anteil nimmt, um wenig später dem Gefangenen von St. Helena eine warme Fürsprecherin zu werden, der von Bergk und Heinichen herausgegebene „Europäische Aufseher“ im Oktober 1814 einen Artikel, „Die Bonapartianer“, der mit den bemerkenswerten Worten einsetzt: „Die Anzahl der Anhänger Bonapartes scheint jetzt wieder in Deutschland zuzunehmen. Männer, die ihn sonst verwünschten, sein Streben auf den Grund durchschaueten und alle seine Unternehmungen richtig würdigten, sind jetzt seine Freunde worden. Sie sehen ihn als die Schutzwehr der Verfassung durch Stellvertreter, als einen geschworenen Feind des Feudalsystems und als kräftigen Erzieher der Nationen zum Widerstande gegen mutwilligen Druck und abgenützte Vorurteile an<sup>33)</sup>.“

Diese Stelle ist von Wichtigkeit als ein erstes Zeichen der Sinnesänderung der deutsch-liberalen Kreise dem gestürzten Imperator gegenüber. Neben den nationalen waren es ja besonders die liberalen Elemente und Ideen gewesen, die den Selbstherrscher gestürzt hatten und die ihn ein Jahr später in Frankreich noch einmal zu Fall bringen sollten. So kurzfristig aber war auch in Deutschland gleich unmittelbar nach dem großen Volkskriege die Reaktion aufgetreten, daß sich wenige Monate nach Napoleons erstem Sturze in deutschen Blättern solche Worte hervorwagen konnten!

Das Gesagte bietet zugleich den Schlüssel zu manchen überraschenden Äußerungen des Jahres 1815, die von anderer Seite noch keine Beachtung fanden und in denen doch, wie in obigen Worten, die Vorläufer der späteren Napoleonbegeisterung der liberalen und radikalen Kreise, denen auch Heine angehörte, erkennbar sind. In unsern Schulbüchern und Geschichtskompendien kann man lesen, wie auf die Kunde von der Landung des trotz aller Schmähungen und Verhöhnungen noch immer recht gründlich Gefürchteten die Völker Europas mit neuer Begeisterung zu den Waffen griffen. Die Preußen unleugbar, und der alte Grimm, der sich bei Ligny und Waterloo noch einmal blutig entladen sollte, brach auch im Salongespräch vornehmer Zirkel so heftig hervor, daß seiner Empfindende, wie die inzwischen zur Frau von Varnhagen gewordene Rahel, die bei glühendem Patriotismus das Schimpfen nicht liebte, sich unmutig abwendeten<sup>34)</sup>.

Doch haben sich auch Stimmen in wesentlich abweichendem Sinne geäußert. Selbst im mittleren Deutschland.

Schon an einer anderen Stelle habe ich auf eine Bemerkung des jungen Hoffmann von Fallersleben hingewiesen<sup>35)</sup>, der im Vorjahre seinen frühreifen Witz an dem gefallenem Imperator geübt hatte. Zur Teilnahme am neuen Feldzug aufgefordert, versetzt der junge Mann verächtlich: „Für die schöne Regierung werde ich meine Haut nicht zu Markt tragen.“ Die „schöne Regierung“ aber war eine, die für die Restaurationszeit als typisch gelten kann, nämlich die von Hannover. Eine kurzsichtige Reaktion war hier nach dem Verschwinden des Jérôme'schen Regimentes eingerückt: wie in Kurhessen wurden alle, auch die vernünftigsten Neuerungen der westfälischen Zeit schleunigst beseitigt, und die steife Oligarchie der Vorzeit begann von neuem. Der Gedanke an Heine drängt sich hier besonders stark auf. Denkt man an seinen Ärger in Göttingen und Nordern über die hannöverschen Junker mit ihrer Adelsbank im Gerichts- und KollegienSaale, ihren Präntensionen, Standesvorrechten und -vorurteilen, so dürfte schon hierin ein Stück seiner späteren Napoleonbegeisterung eine Erklärung gefunden haben.

Und wirklich schien Napoleons Regiment während der „hundert Tage“ geeignet, den versinkenden Stern noch einmal mit neuem Glanze zu umgölden, einem ganz eigentümlichen Glanze, der nach seinem meteorgleichen Verschwinden Jahrzehnte lang am Himmel nachstrahlen wird und selbst heute noch bisweilen in den Bankkettreden wiederleuchtet, die alljährlich am 15. August, dem Geburtstage des weiland Weltherrschers, von den Anhängern des gestürzten Kaisertums in Frankreich gehalten werden. Was ich hier meine, ist der „Liberalismus“, zu dem der zurückgekehrte Kaiser, wenn auch wohl nur dem Zwange der Umstände gehorchend, sich bekannte, den er mindestens zur Schau trug. Neben dem Erlaß eines acte additionnel, der bekannten Zusatzakte zu den Konstitutionen des Kaisertums, die freilich den französischen Liberalen nicht genügte<sup>36)</sup>, zeigte das vor allem sein Verhältnis gegenüber der Presse, das in der Geschichte, nicht allein der napoleonischen, beispiellos dasteht<sup>37)</sup>. La liberté de la presse dépassait toutes les limites, „die Freiheit der Presse überschritt alle Grenzen,“ sagt Viel-Castel, einer der Geschichtschreiber der Restauration, und Guizot bemerkt in seinen Memoiren, daß diese Freiheit bald eine „in seltsamer Weise (étrangement) allgemeine und kühne“ geworden sei. Sogar Aufforderungen zur Ermordung des Staatshaupts, die mit Autornamen der Verfasser und Herausgeber er-

schiene, ließ Napoleon ungestraft hingehen. Das mußte um so mehr auffallen und die Gemüter um so wärmer zu seinen Gunsten stimmen, als er früher jede mißliebige Äußerung in der Presse streng unterdrückt hatte, wemgleich es feststeht, daß der ängstliche Servilismus des Beamtentums seine diesbezüglichen Befehle und Wünsche in der Ausführung bis zur Karikatur übertrieb.

Wer aber an eine innere Wandlung des Mannes, der die Censur beseitigt und die Carnot und Benjamin Constant in den Ministerrat gerufen hatte, nicht glauben kann, wird doch wohl oder übel zugeben müssen, daß Napoleon edel oder klug genug gewesen ist, die Tage seiner letzten Herrschaft durch keinen Akt der Rache zu entweihen. Er hat niemanden wegen früherer Handlungen verfolgt, wiewohl er Grund genug dazu gehabt hätte. Je schneidender der Gegensatz zwischen dieser Verjöhnlichkeit des großen Kriegsmannes und der kleinlichen Rachsucht der nach der Schlacht bei Waterloo wieder heimgekehrten Bourbonen war, um so löwenhafter mußte natürlich seine Natur im Vergleich zu jenen erscheinen. Auch die unmittelbare Wirkung ist damals nicht ausgeblieben, und nicht allein französische Schriftsteller haben von der „Milde der hundert Tage“ gesprochen. In vorsichtig zweifelndem Tone läßt sich der „Europäische Aufseher“ vernehmen: „Es scheint doch, daß man den neuen Bonaparte von dem alten unterscheiden müsse; denn wenn es auch bloß eine andere Marke sein sollte, mit der er auftritt, so erscheint er doch in einer neuen Gestalt“<sup>38)</sup>. Und der genannte Kritiker der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ meint, „daß seine persönliche Größe uns jetzt gefährlicher geworden als jemals, da er wenigstens den Anschein haben will, daß er zu seiner Riesenkraft Mäßigung und Reinheit des Willens gefelle“<sup>39)</sup>.

Viel entschiedener haben sich andere damals zu seinen Gunsten geäußert. Im englischen Parlamente wurde von der liberalen Opposition den Ministern der Vorwurf gemacht, daß sie durch die Unterzeichnung der berüchtigten Wiener Achterklärung vom 13. März zum Morde gegen Napoleon aufgereizt hätten. Lord Byrons Herz ist zu ihm zurückgekehrt. Der Dichter wünscht dem Helden neuen Sieg, und, als diese Hoffnung fehlschlägt, gibt er seiner Trauer in ergreifenden Oden Ausdruck, die er aus dem Französischen übertragen haben wollte<sup>40)</sup>. Auch munkelte man, und der Gefangene von St. Helena hat es seinem Las Cases erzählt, daß eine alte Gegnerin, Frau von Staël, ihm nach der Rückkehr von der Insel Elba einen Verjöhnungsbrief geschrieben habe. Auch in Heines Schriften ist davon die Rede<sup>41)</sup>.

So hatte sich Napoleon einen sympathischen Abgang gesichert, er hatte, was für unsere Betrachtung von besonderer Wichtigkeit ist, noch am Vorabend von Ligny und Waterloo ein Terrain in Kreisen erobert, die ihm bisher in bitterem Hasse gegenüber gestanden hatten. Daß die Liberalen in den französischen Kammern dem zu Tode verwundeten Löwen den letzten Eselstritt versetzten, tut dem keinen Abbruch. Auch ist ihnen dieses Verhalten von eigenen Gesinnungsgenossen schwer genug verdacht worden. Man braucht nur an das zu erinnern, was Heine noch in der „Lutetia“ darüber gesagt hat. Und noch einmal spielte der Geschlagene einen Trumpf aus, als er beim Verlassen der Weltbühne seine letzte Karte auf den Tisch warf und vom äußersten Zipfel französischen Landes, von der Insel Aix aus, vor dem Besteigen des Bellerophon den berühmten Brief an den Prinzregenten von England richtete<sup>42)</sup>.

Es war ein wohlüberlegter Schachzug, daß sich Napoleon in diesem Augenblicke mit Themistokles verglich. Einerseits mußte es dem, wenn auch etwas weniger als zur Revolutionszeit, altertumsfreundlichen Geschlechte sympathisch klingen, wenn er, den man früher so gern mit Brutus und Scipio verglichen und in dem enragierte Republikaner einen verunglückten Washington betrauertem, sich dem großen Freiheitshelden Griechenlands an die Seite stellte, dann aber nahm er durch diesen geschickten Zug Englands Gastfreundschaft für sich in Anspruch und konnte bei dem tatsächlich nicht einwandfreien Benehmen seiner Gegner später sagen, daß ein edles Vertrauen in wenig ritterlicher Weise getäuscht worden sei. Das letztere geschah in dem Protest vom 4. August gegen seine Abführung nach St. Helena. Beide Szenen fanden einen weiten Widerhall in der Literatur. Die Mär von der verletzten Gastfreundschaft wird ein stehendes Argument in allen Anklageschriften gegen England — auch bei Heine wird es uns begegnen — und das Bild von dem verwundeten Kaiseradler, den der englische Leopard feig und hinterlistig umbringt, eine typische Metapher für die Dichter.

Treitschke, und alle, die mit ihm auf dem Boden der landläufigen Napoleonauffassung stehen, pflegten sich seither über den „Wechselbalg“ des liberalen oder demokratischen Bonapartismus zu entfetzen, der in den folgenden Jahrzehnten in der publizistischen und schönwissenschaftlichen Literatur das Haupt erhebt und seine glänzendsten Schlagworte und seine wichtigsten Sarkasmen aus der Feder Heines in die Welt spritzen wird. Zunächst könnte man diesen Herren entgegnen, daß es eigentlich gar keine „Wechselbälge“ in der Geschichte



gibt und daß für den, der ohne die Voreingenommenheit eines Partei-standpunktes die Physiologie einer Zeitepoche studiert, alles innerhalb derselben Gewachsene und Gewordene eine natürliche Erklärung findet. — Eine solche Erklärung glaube ich durch das über die Wandlungen der Jahre 1814 und 15 Gesagte schon angebahnt zu haben, doch wird der weitere Verfolg der Ereignisse, wie ich hoffe, noch größere Klarheit hierüber bringen, und anscheinend widerspruchsvolle Erscheinungen werden sich zu einem, wenn auch nicht immer harmonischen Gesamtbilde vereinen lassen.

Obwohl nun der Napoleonkultus der kommenden Jahre, wie das schon bei dem der früheren zu beobachten war, der Natur und politischen Rolle seines Helden entsprechend, einen internationalen Charakter trägt, so wird es doch aus mehr als einem Grunde gut sein, bei seiner Betrachtung von Frankreich auszugehen, als dem Lande, in dem sich auch die mit ihm in organischem Zusammenhang stehende Anschauungsweise des liberalen und demokratischen Bonapartismus am typischsten entwickelt hat, wobei freilich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß auch in anderen Ländern, vor allem in Deutschland, neben dem französischen Einfluß so etwas wie eine *generatio spontanea* stattfand.

Zunächst war es eine rein nationale Empfindung, die dem französischen Patrioten, falls er nicht etwa dem Lager der extremen Ultras und Emigranten angehörte, den Tag von Waterloo zu einem Trauertag machte. Nur mit tiefem Schmerze, der sich in den formvollendeten „Messenierinnen“ des Delavigne spiegelt und in Raffets Federzeichnung markerschütternd zum Himmel schreit<sup>43)</sup>, konnte der Vaterlandsfreund an diesen Tag denken, der Frankreich nach beispiellosen Triumphen so tief gedemütigt hatte und das bis dahin erste Land der Welt auf längere Zeit von der Liste der europäischen Großstaaten gestrichen zu haben schien. Daher die zahlreichen Trauerlieder auf Waterloo, von Debraug, von Delavigne, von Barthélemy, Nerval u. a., während Béranger, aufgefordert, den Tag des Unglücks zu besingen, ablehnte, — weil der Gram zu tief saß:

Verdüstern soll sein Name nie mein Lied . . . . .

Daher auch der heiße Haß gegen die heilige Allianz, die sich in den Jahren nach den Kriegen herausnahm, Frankreich, das „Land des Ruhmes“, wie ein unartiges Kind, das Schläge bekommen hat, einzusperren und zu überwachen. So werden die Rufe „Rache für Waterloo!“ und „Nieder mit den Verträgen von 1815!“ nationale Devisen, die

Holzhausen, Seine u. Napoleon.

noch nach der Julirevolution und wiederum 1840 laut erschallten, um beide Male den europäischen Frieden ernstlich zu gefährden und noch dem dritten Nachfolger Napoleons, dem friedfertigen Bürgerkönige Ludwig Philipp, in dessen Kopfe keine Schlachtenpläne reiften, eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken zu jagen.

Mußten schon diese Stimmungen dem Manne zu gute kommen, der, wie man ihm auch sonst gegenüberstand, immerhin die nationale Standarte auf den Höhen von Mont-Saint-Jean verteidigt hatte, so führte eine weitere Folge jener Schlacht, die schmähliche Mißhandlung des alten Heldenheeres, das 1815 unter seinen Fahnen, diesmal zweifellos nicht als Angreifer, sondern zum Schutze der heimischen Grenzen gekämpft, mittels der tragischen Affekte von Furcht und Mitleid ihm und seinen Anhängern von neuem die Herzen zu.

Der beste Kitt für eine Sache ist das Blut der Märtyrer. Der alte Gemeinplatz hat sich auch in unserem Falle bewährt. H. von Treitschke spricht einmal von dem „milden System“ der letzten Bourbonen. Die ruhmbedeckten Krieger der großen Armee haben davon wenig verspürt. Wohl niemals ist ein tapferes Heer von der Regierung des eigenen Landes schändlicher malträtirt worden, als Napoleons alte Soldaten durch die von den Bajonetten der Feinde in ihr Land zurückgeführten Könige. Wird man auch die Greuelthaten des „weißen Schreckens“, die ein von politischem und religiösem Fanatismus wild erregter Pöbel des heißblütigen Südens in Marseille, Nîmes, Uzès und Toulouse beging und bei denen in der Päpste Stadt Avignon der Marschall Brune schmählich hingemordet wurde, nicht eigentlich auf Rechnung der Regierung setzen, die immerhin diese Dinge geschehen ließ, so bleibt noch der unter schwerem Rechtsbruch geführte Prozeß gegen den Helden von der Beresina, Marschall Ney, übrig, bleibt vor allem das fluchwürdige Verfahren, mit dem eine lange Reihe anderer mehr untergeordneter militärischer Würdenträger verfolgt wurden, die in den „hundert Tagen“ von Napoleon empfangene Befehle einfach ausgeführt oder doch bei ihrem Abfall zu dem Manne von Elba vom Sturm der allgemeinen Begeisterung mit fortgerissen waren. Einer von vielen, aber ein Fall, der einen langen Nachhall in der Literatur gehabt hat, war die Verurteilung des greisen Generals Bonnaire, der auf eine erwiesenermaßen falsche Anklage hin auf dem Vendômeplatze zu Paris öffentlich degradiert wurde und bald darauf vor Gram und Scham im Militärgefängnisse starb<sup>44</sup>). Der empörende Vorgang wurde viele Jahre nachher von Scribe im „Damenkrieg“, einem der ansprechendsten Stücke des fruchtbaren Bühnenschriftstellers, dichterisch verwertet.

Wenn in der Weise die hoch hinaus ragenden Spitzen eines ruhmgekrönten Heeres gebrochen wurden, so ist leicht zu ermessen, welche Behandlung dem kleinen Manne zu teil wurde. Alle paar Wochen wußten die französischen und, was für unsere Zwecke besonders wichtig ist, auch die deutschen Zeitungen, namentlich die von Paris aus gut unterrichtete Augsburger „Allgemeine“, von Hinrichtungen zu melden, von Degradationen — oft in der schmächtigsten Form — von Verfolgungen und Schikanen aller Art, denen kaiserliche Offiziere und Soldaten zum Opfer gefallen waren. Heute stand in Cottas Weltblatt zu lesen, daß ein alter Soldat, dem auf kriegsgerichtlichen Spruch das vom Kaiser verliehene Ehrenkreuz vor der Hinrichtung von der Brust gerissen werden sollte, das Kleinod auf dem Gange zum Richtplatz verschluckt habe:

Mein Kreuz, es hat an seiner Brust gehangen, —  
Seht Ihr die Narbe da? Der Tag war heiß.  
Ich hab' aus seiner Hand sein Kreuz empfangen:  
Für euch kein solcher Tag, kein solcher Preis!

Morgen war zu lesen, daß ein armer Teufel für ein im Trunke ausgestoßenes Vive l'Empereur! zu langwieriger Gefängnisstrafe verurteilt, an einem dritten Tage, daß einem im spanischen Feldzug erblindeten Krieger die Aufnahme ins Invalidenhaus verweigert worden war! So konnte wenige Jahre später der französische General Pelet in seinen viel beachteten Memoiren von den „Belisaren“ reden, welche die „Dörfer und Flecken Frankreichs bevölkern“ und „die stolzer in ihrem Elend sind als diejenigen, die sie mit Gunst bedeckt und mit Ordensbändern der Fremden verbrämt sehen.“

Diese Verhältnisse haben nicht allein für das Verständnis in Frankreich herrschender Stimmungen einen Wert; sie erklären auch Vorgänge in den Nachbarländern, besonders wieder in Deutschland. Denn es wird nun begreiflich, weshalb so viele Offiziere der alten Armee, die den unerträglichen Plackereien einer beständigen Polizeiaufsicht, oft auch direkter Lebensgefahr zu entgehen suchten, damals eine Art zweiter Emigration unternahmen. Wie die einst von dem „großen“ Ludwig, dem Ältervater des bourbonischen Hauses, verfolgten Hugenotten wandern sie über die Grenzen der ungestaltlichen Heimat; wie jene haben sie für ihren Glauben, den Ruhm ihres Kaisers, geworben. Varnhagen von Ense weiß im neunten Bande seiner „Denkwürdigkeiten“ allerlei davon zu erzählen.

Einen besonderen Grund zur Verfolgung boten in den ersten Jahren der Restauration die zahlreichen Verschwörungen, die gegen

die verhaßte Regierung von Liberalen und Bonapartisten gemeinsam ins Werk gesetzt wurden. Bei den Aufständen und Komplotten von Lyon, Grenoble, Saumur und Belfort wurde die Waffenbrüderschaft zwischen beiden Parteien mit gemeinsamem Blute besiegelt, wie auch die Rufe Vive l'Empereur! und Vive Napoléon II! mit den Hochrufen auf die Freiheit und den liberalen Herzog von Orleans im Munde Sterbender einträchtig miteinander verklungen. Eine literarische Bedeutung gewann unter diesen Opfern eine kleine Schar blühender Jünglinge, die vier Sergeanten von La Rochelle, die, zum Teil noch Kämpfer von Waterloo, unter dem bourbonischen Henkerbeil verbluteten, um später als Freiheitshelden wie Harmodius und Aristogiton im Roman und Liederspiel fortzuleben. Auch der damals mit Heine noch befreundete Börne hat den tapfern Sergeanten einige Seiten seiner körnigen Prosa geweiht<sup>45)</sup>.

Man hat es bei dieser Verbindung des Liberalismus mit den Anhängern des gestürzten Kaisertums keineswegs allein mit einer bloßen Waffenbrüderschaft gegen einen gemeinsamen Feind zu tun. Stattliche geistige Besitztümer waren Gemeingut beider Parteien. Schon dem Ursprunge nach waren sie verwandt. Denn beide repräsentierten die breiteren Schichten des Volkes, den tiers état, und ihr Kampf gegen den Feudalismus ist nur eine Phase in dem Kampf des Bürgertums und der durch die Revolution wachgewordenen Gedanken gegen die bevorrechteten Stände; es ist jener Kampf, den auf wirtschaftlichem Gebiete in Deutschland Immermann in den „Epigonen“ dargestellt hat. Die Idee der „Gleichheit“, die auch Napoleon in sein Programm übernommen und an welcher der Liberalismus der Reaktionszeit in Frankreich und überall, wo er nach französischem Muster zugeschnitten austrat, weit mehr hing als an der politischen Freiheit, diese war das den beiden Parteien gemeinsame Stichwort. „Die Gleichheit, die Napoleon durchführte“, eifert Treitschke, „war die Gleichheit der Chinesen vor dem Sohne des Himmels“<sup>46)</sup>. Zugegeben trotz der Übertreibung im Ausdruck. Aber man könnte, wenn sonst nichts fehlte, dabei in China sehr glücklich leben. Der „Zar ist weit“, sagt ein russisches Sprichwort, und das Kaiserreich, das schon allein durch das Prinzip der Rechtsgleichheit dem ancien régime und allen Staatswesen, die noch auf dessen Basis standen, in fortschrittlichem Sinne um eine gute Pferdelänge voraus war, hatte auch die für das Bürgertum und die gerade damals einsetzende Entwicklung der Industrie unentbehrliche Gewerbefreiheit beibehalten. Dazu kam die gleiche Zugänglichkeit der Ämter für jedes Talent, dem nach

des Konsuls schönem Worte von seiner Regierung an die Bahn offen war, während in den Staaten alter Observanz Geburtsprivilegien und Kastenvorrechte weiter bestanden und nach 1815 auch in Frankreich der oktronierten Charte zum Trotz die Wiederherstellung der alten ständischen Privilegien von den Ultras mit Angestüm gefordert wurde. Gelangte auch diese Partei nicht an das letzte Ziel ihrer Wünsche, so war die Zugänglichkeit der Staatsämter für jedermann doch im Grunde eine Illusion geworden, und in Wirklichkeit bestand das Vorrecht, mindestens als Bevorzugung, nach wie vor weiter.

Wird es da nun nicht begreiflich, daß sich Imperialisten und Liberale zusammenfinden und die Schwärmerei jener für die Person des ehemaligen Kaisers sich auch auf diese zum guten Teil mitüberträgt? Namentlich in der breiteren Masse des Volkes, die es ohnehin mit feineren Unterschieden nicht so genau nimmt, konnte es dann leicht geschehen, daß man die bürgerliche Gleichheit geradezu mit der politischen Freiheit verwechselte, diese für jene substituierte und so allmählich in Napoleon, dem großen Retter der sozialen Er rungenschaften von 1789, auch einen Vorkämpfer der Freiheit erblickte, eine Anschauung, der sein Auftreten im Jahre 1815, auch manche seiner Äußerungen auf St. Helena mindestens den Schein einer Berechtigung gaben.

Wer trotzdem reinliche Scheidungen verlangt, dem will ich gern einräumen, daß von den über diese Verhältnisse in Kurs befindlichen Ausdrücken der „demokratische“ gegenüber dem „liberalen“ Bonapartismus entschieden die echtere Münze repräsentiert. Denn demokratisch, das war der Bonapartismus. Schon seine Berufung auf eine — wenn auch noch so sehr abhängige — Volkswahl gab ihm für die Menge ein für allemal diesen Anstrich. Neben dem plebiscitären Charakter, dessen Echtheit man im Ernst gleich Null setzen mag, und neben dem erwähnten Festhalten am Gleichheitsgedanken war auch das Interesse der Bonaparte für das Wohl der unteren Klassen, wie es namentlich Napoleon III. bewies, ein echt demokratischer Gedanke. So kann man den Bonapartismus als eine Erscheinungsform der Demokratie mit cäsaristischer Spitze auffassen; aber von dem Liberalismus unterschied ihn wesentlich die Unterdrückung der parlamentarischen Freiheit, die er zur Zeit seiner Machtfülle höchstens dem Namen nach und als dürres Gespenst hat bestehen lassen. Denn was auch der Gefangene von St. Helena darüber gesagt und was ihm auch als endliches Ziel seiner Staatskunst vorgeschwebt haben mag, in der wirklichen Weltgeschichte hat der Bonapartismus

jedesmal erst zur Zeit seines Niederganges auf das parlamentarische System zurückgegriffen, das er bald nach seiner Ankunft auf dem Machtgipfel so gut wie beseitigt hatte. Konsequente liberale Denker, namentlich solche, die eine Anlehnung an englische Verfassungsverhältnisse für erstrebenswert hielten, wie Benjamin Constant oder Frau von Staël, haben sich daher mit Napoleon höchstens vorübergehend abfinden können; sie mußten ihm und seinem System ablehnend gegenüberstehen, eine Ablehnung, die sich, wovon noch zu sprechen sein wird, bei der geistreichen Genferin aus persönlichen Gründen zu jener giftigen Feindschaft zuspitzte, deren vorwiegend Weiber und weibische Naturen fähig sind.

So scharfen Unterscheidungen sind Volk und Jugend weniger gewachsen. Hier liefen Verwechslungen und unwillkürliche Zusammenstellungen eigentlich disparater Dinge mit unter. Aber wo wäre das nicht bei Volksstimmungen der Fall gewesen? Gerade der populärste Sänger des Bonapartismus in Frankreich, Béranger, war von dieser politischen Unklarheit nicht frei; hat ihm doch Treitschke einmal — und nicht so ganz mit Unrecht — seine „Durchschnittsbildung“ vorgeworfen. „Er war inkonsequent und aufrichtig“, sagt Ernest Legouvé<sup>47)</sup>, „wie wir jungen Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren, die wir zugleich enragierte Bonapartisten und begeisterte Liberale waren“. Bei der Jugend kam noch besonders der Widerwille gegen die klerikale Reaktion der Bourbonen hinzu. Alfred de Musset hat sich in der *Confession d'un enfant du siècle* deutlich genug darüber ausgesprochen<sup>48)</sup>.

So kann denn allmählich und zwar in gar nicht langer Zeit die Ansicht Verbreitung gewinnen, daß der Tag von Waterloo nicht, wie die Patrioten in den gegen Frankreich verbündeten Ländern gehofft hatten, ein Marathon, ein Salamis, sondern daß er das Cannä der Freiheit wäre, eine Ansicht, die, wie schon bemerkt, keineswegs auf Frankreich beschränkt blieb. Schärfer Blickende mochten mit Lord Byron immerhin einsehen, daß auf dem belgischen Schlachtfelde das, was man eigentlich „Freiheit“ nennt, so recht in keinem der beiden Feldlager gewohnt hatte, doch hat auch der große englische Dichter in der angeblich aus dem Französischen übersetzten Ode „An den Stern der Ehrenlegion“<sup>49)</sup> den von dem Konsul gestifteten Orden als ein Symbol der Freiheit gefaßt. Wer weniger genau zusah, — und das konnte neben der kurzichtigen Masse gerade der impulsiven Natur und dem schwärmenden Auge des Dichters und Künstlers leicht

passieren — dem ward die These von der freihheitmordenden Schlacht bei Waterloo zum Axiom.

Diese Anschauung fand auch in Deutschland bereitwillige Anhänger und Verfechter. Auch hier entwickelten sich recht bald Gedankenreihen, Sympathieen und Stimmungen, die denen des liberalen und demokratischen Bonapartismus in Frankreich nahestehen.

Auch in landläufigen Geschichtsdarstellungen dieser traurigen Epoche wird zugegeben, daß der Franzosenhaß, in dem das Geschlecht von 1813 förmlich geschwelgt und den es gegen die Angriffe kühler, vielleicht humaner Empfindender mit dem Hinweis auf die schlechteren Seiten des französischen Charakters verteidigt hatte, rasch verlöschte. „Zwei, dreimal noch“, sagt H. von Treitschke<sup>50)</sup>, „flamnten am Abend des achtzehnten Oktobers die Freudenfeuer auf den Bergen; dann verstummte die Feier, hier vor den Verboten der Polizei, dort vor der Gleichgültigkeit der Menge“. Das ist im ganzen richtig, wiewohl der aufmerksamere Hörcher noch bis in die zwanziger Jahre hinein eine Reihe immer schwächer werdender Akkorde vernimmt, in denen die Freude an den großen Siegen in Vers und Prosa allmählich ausklingt<sup>51)</sup>. „Dann verstummte die Feier, hier vor den Verboten der Polizei, dort vor der Gleichgültigkeit der Menge“. Vielleicht ist beides nicht so ganz voneinander zu trennen. Schon im Jahre 1815 hatte es der Berliner Staatsrechtslehrer Schmalz gewagt, die Wunder der großen Kriege als ein Produkt des preußischen Bürgergehorsams hinzustellen. Es geschah das in jener berühmten Schrift über den Tugendbund<sup>52)</sup>, die ihn mit Krug, Koppe und Niebuhr in einen Federkrieg verwickelte. Die Reaktionsregierungen suchten, soweit es ging, den Anteil des Volkes an den unerwarteten Erfolgen, nachdem diese einmal errungen waren, abzuschütteln. Jetzt, wo sie nicht mehr nötig war, wurde die allzu glühende Vaterlandsliebe verboten, und wieder ward, wie zur Mainzer Klubistenzeit der Name „Patrioten“, dessen großdeutsch-demokratischer Geruch für Metternichs empfindliche Nase nicht paßte, höchst verdächtig. Kein Wunder, wenn das Wort vom „befohlenen“ Patriotismus des Jahres 1813, dessen sich die Liberalen zuerst spottweise bedienten, mit der Zeit ernstlichen und allgemeineren Glauben fand.

Dieser Glaube, den auch Heine teilte, erwuchs aus der bitteren Erkenntnis, daß die Befreiungskriege nicht Kriege der Befreiung der durch die Reaktion ärger als je zuvor bedrückten Völker gewesen waren. Das Beispiel Spaniens und Italiens, wo die hourbonische Folter und der österreichische Korporalstock den Leuten handgreiflich

bewiesen, um wieviel menschlicher die Herrschaft des „Korsen“ gewesen, zeigte, wie die Machthaber mit der Freiheit umsprangen, da, wo sie nicht wie in Frankreich durch eine unaustilgbare Charte in Schranken gehalten waren. Auch in Deutschland wurden die in der Not der Kriegsjahre von den Fürsten gemachten Verfassungsversprechungen, wenigstens in dem Sinne wie sie gegeben waren, nicht gehalten.

In manchen deutschen Staaten war sogar ein direkter Rückschritt auch in der politischen Freiheit gegen die Zeiten unverkennbar, in denen die napoleonischen Dependancen wenigstens — nach dem Muster des Empire zugeschnittene — Scheinkonstitutionen besessen hatten. Waren sie auch nichts anderes gewesen, diese sogenannten „Verfassungen“, so hatte es dem Bürger doch gefallen, daß am Hofe des Königs Jérôme zu Kassel die Flügeltüren aufgerissen wurden, sobald der Präsident der Stände erschien, daß die Schildwachen präsentierten und die Lakaien ehrerbietig zur Seite traten, wenn ein ländlicher Deputierter von der Diemel oder von der Werra die Schloßstreppe hinauffstieg<sup>53</sup>).

Das war nun vorüber, und Zopf und Perrücke hatten in den Duodezstaaten die Krone wieder aufgesetzt, umgeben von den Präensionen des heimgekehrten Adels, der in die großen und kleinen Residenzen mit den Fürsten seinen Einzug gehalten und sich auch in Preußen von einem Herrn von Diericke einen Ehrenbrief darüber ausstellen ließ, daß nicht die Opferwilligkeit des Volkes, sondern sein ritterbürtiger Heldenmut es gewesen, was den Staat Friedrichs des Großen nach dem Cannä von Jena gerettet habe<sup>54</sup>), eine Ansicht, die der brandenburgische Junker von der Marwitz mit dem ihm angeborenen Starrsinn sein Leben lang vertreten hat<sup>55</sup>).

Der Unmut über diese Dinge kam ganz ähnlich wie in Frankreich dem Andenken des gestürzten Imperators zu gute. Natürlich in verschiedenen Abstufungen, je nach der Zeit und dem Charakter des Verfassers der Berichte, die von solchen Stimmungen Zeugnis ablegen.

Konnte selbst Goethe im Ärger die Verse hinschreiben:

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,  
Der Tyrann sitzt auf Helena!  
Doch ließ sich nur der eine bannen,  
Wir haben jezo hundert Tyrannen . . . .

so begreift sich, daß ein Börne, der wie alle Erzradikalen von Napoleon ebenso wenig wissen wollte wie von den Fürsten, mindestens hat sagen können: „Indem es Frankreich besiegte, hat Deutschland nur ein Joch von ausländischem Holze gegen ein Joch von inländischem Holze



vertauscht und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze seiner armseligen Zwergtyrannen eingewechselt“<sup>56)</sup>. Das war eine Art, die Dinge zu betrachten, in welcher der Frankfurter Bürgerjohn, der einmal bedauerte, nicht als ein Lord Byron auf die Welt gekommen zu sein, dem großen Freiheitsdichter Englands sehr nahe kam, namentlich dessen berühmten Strophen auf die Schlacht bei Waterloo im dritten Gesange des „Childe Harold“:

Wir, die den Löwen schlugen, sollen wir  
Dem Wolfe frohnden? sollen Knie und Geist  
Vor Thronen beugen? — Nein, erst prüfet, eh' ihr preist!

\*

Wo nicht, so feiert nicht des Einen Fall!  
Vergebens wurden Wangen jung und zart  
Versengt von Thränen um die Blumen all,  
Die ausgerissen wurden und verscharrt . . . . 57)

„O blut'ges, höchst nutzloses Waterloo!“ hat derselbe Dichter später die Schlacht auf dem flandrischen Felde genannt. Aber andere gingen noch weiter. In den Jahrgängen von 1815—1820 des „Europäischen Aufseher“ liest man eine lange Serie von Artikeln, deren beständig wiederkehrendes Leitmotiv ist, daß die Reaktion durch ihr Verhalten nach dem endgültigen Fall des Imperators einen starken Umschlag der Volksstimmung zu Gunsten des Gestürzten bewirkt habe:

„Das fünfzehnte Jahrhundert will man mit Gewalt wieder in das neunzehnte zurückbringen“, heißt es in einem dieser Aufsätze<sup>58)</sup>, „und es soll nur Herren und Knechte, ohnmächtige Fürsten und Sklavenvölker geben . . . Zu weit ging Napoleon, und zu viel tat man nach seinem Sturze. Man beleidigte den Zeitgeist und erregte ein Mißtrauen und eine Unzufriedenheit, welche in der That noch mit manchen bedenklichen Folgen drohen . . . Daher wünschen einzelne Menschen und ganze Völker zurück, was sie noch vor wenigen Jahren verabscheuten.“ Und in einem andern Artikel<sup>59)</sup> steht gar die merkwürdige Stelle: „Wäre ein Europäer seit dem Jahre 1813 ganz von aller Verbindung mit diesem Erdteile abgeschnitten gewesen und käme jetzt dahin zurück, so würde er über die Veränderung der öffentlichen Meinung erstaunen, welche seither erfolgt ist“. Dann heißt es, wieder ein Jahr später<sup>60)</sup>: „Daß fast alle Nationen Europas von dem ehemaligen Kaiser Napoleon jetzt sehr glimpflich urteilen . . . . wer wollte, wer könnte dies leugnen? . . . . Große Fehler müssen begangen, schreiende Ungerechtigkeiten

verübt und glänzende Hoffnungen getäuscht worden sein, daß sich die öffentliche Meinung über den Kaiser Napoleon so sehr geändert hat“.

Ja, es wird sogar — schon 1817 — behauptet, was garnicht so falsch ist, aber doch zwei Jahre nach den lauten Flüchen und Verwünschungen der Befreiungskriegszeit recht befremdend klingen muß, daß unter dem Kaiserreich die Völker deutscher Zunge angefangen hätten, „sich an die ausländische Herrschaft zu gewöhnen, die ihrer Tätigkeit einen großen Spielraum eröffnete und ihnen doch immer den Schein von Freiheit ließ“<sup>61)</sup>.

Den Schein von Freiheit! Schon die Betrachtung der französischen Verhältnisse hat gelehrt, daß von ihm bis zur Freiheit selber für die in diesem Strome Fahrenden nur noch ein kurzer Ruderstoß war. In einem, wie auch die zeitgenössische Kritik hervorhob, gut geschriebenen Buche, das allerdings erst nach dem Morgenrot der Julitage das Licht der Welt erblickte, dessen (unbekannt gebliebener) Verfasser aber von der Zwischenzeit aus eigener Anschauung redet, steht wörtlich zu lesen: „Die liberalen Institutionen neuerer Zeit sollten untergehen kraft der Allianz im Jahre 1813 und die Institutionen des Mittelalters wieder hervorgerufen werden. So entbrannte der heilige Krieg oder der Privilegierten wider die Nichtprivilegierten. Die Schlacht bei Waterloo war das letzte Auslodern der sterbenden Flamme der Freiheit der Völker, wenn man den Terrorismus der Ultras, der bald darauf Frankreich mit Blut und Tränen bedeckte, die Verfolgung aller Freigeistigen in allen Ländern Europas, die Herstellung der Inquisition, der Tortur und der Feudallasten als unmittelbare Folgen jener Schlacht sich denkt“<sup>62)</sup>.

Die Worte hätte Heinrich Heine schreiben können, der wahrscheinlich nur noch eine witzige Pointe beigegeben hätte. So sehr decken sie sich mit wiederholt und an wichtigen Stellen seiner Werke von ihm kundgegebenen Auffassungen.

Zum Schlusse dieser politischen Betrachtung mag noch einmal ein Wort der Einschränkung am Platze sein. Daß Napoleon und warum er auch in Deutschland in den Kreisen früherer Gegner, der Liberalen und Demokraten, sich von neuem großer Sympathieen erfreute, glaube ich gezeigt zu haben. Trotzdem wäre es eine arge Übertreibung, deren ich mich nicht schuldig machen möchte, wollte man behaupten, der gesamte deutsche Liberalismus habe zur Reaktionszeit auf den Namen des entthronten Kaisers geschworen. Das war natürlich noch weniger als in Frankreich der Fall. Denn bei uns trat zu den Gegen-

gründen noch ein neuer. Hatte schon dort die eigentümliche Doppelstellung Napoleons, in dem man einen Bändiger oder Exekutor der Revolution sehen und, je nachdem, lieben oder verabscheuen konnte, eine Spaltung der Ansichten zur Folge, so wurde das ohnehin bunte Bild in Deutschland noch krauser. Denn mit der politischen Sympathie oder Antipathie kreuzte sich hier die nationale. Ein guter Teil der Liberalen und Demokraten war streng national und gehörte zu den nach den Befreiungskriegen so breitspurig auftretenden Altdeutschen. Ein Wortführer dieser Gruppe wurde Wolfgang Menzel, der sich bald durch sein Auftreten gegen Heine und das „Junge Deutschland“ eine zweifelhafte Berühmtheit erwerben sollte. Nun lassen sich zwar selbst bei diesen recht urteutonisch sich geberdenden Leuten Spuren einer Umkehr zur Anerkennung von Napoleons Wirken nicht weglegen, und auch hierin trug die Reaktion das Ihrige zu dem Stimmungswechsel bei: „Die Reaktion . . . welche den Freiheitskriegen so rasch folgte, ist den Maßstäben für Napoleons Größe gar sehr förderlich geworden“, sagt Laube<sup>63</sup>). Aber ich bin doch weit entfernt zu behaupten, daß die Richtung als solche je dahin gelangt sei, dem Andenken des früher so grimmig gehaßten Gegners Bewunderung, wenigstens Sympathie entgegenzubringen. Auf dem Boden der soeben erwähnten Anschauungen stand im wesentlichen alles, was aus der christlich germanischen Burschenschaft hervorgegangen war, wenngleich auch hier der Unterschied der Individualitäten so groß war, daß beispielsweise Arnold Ruge noch nach vielen Jahren in dem früheren Weltherrscher einen bloßen Charlatan sah, während der leichter bewegliche Heinrich Laube, trotzdem er über Heines Napoleonkultus gelegentlich seine Verwunderung ausdrückt, diesem Kultus selber nicht fernstand.

Aber auch von dem mehr kosmopolitisch empfindenden, für französische Verhältnisse begeisterten Flügel der Liberalen, namentlich West- und Süddeutschlands, kann nicht behauptet werden, daß sie ausnahmslos eine Neigung verspürt hätten, Napoleon zu erheben oder zu preisen. Venedey würde sich im Grabe umdrehen, falls er eine solche Anschuldigung vernehmen müßte. Nicht einmal Heine war, wie wir sehen werden, ein unbedingter Lobredner des Korsen, und bei Doktrinären wie Börne, die mit allzeit eingelegter Lanze gegen jede Windmühle anstürmten, die von weitem der Gestalt eines „Tyranen“ glich, war das ganz ausgeschlossen. In dieser Hinsicht ist ein Umstand besonders charakteristisch. Aus der poetischen Rüstkammer wird der abgebrauchte Vergleich Bonapartes mit dem berühmten General des

amerikanischen Unabhängigkeitskrieges wieder hervorgeholt, und das Bedauern darüber, daß Napoleon „nur“ ein Napoleon und kein Washington geworden sei, wird auch bei Schriftstellern laut, die dem Gestürzten wesentlich freundlicher gegenüberstehen als der steifnackige Börne. Selbst aus Heines geistreichem Munde werden wir den alten Gemeinplatz einmal hören.

An dem Grundton des Bildes können diese dunkleren oder helleren Schattierungen und selbst Flecken natürlich nichts Wesentliches ändern, und das um so weniger, als zu den politischen Faktoren, die den sogenannten liberalen oder demokratischen Bonapartismus begründeten, auch eine Herzensangelegenheit kam, welche die Menschen der Restaurationszeit zu Gunsten des Entthronten wieder umstimmte und dem Napoleonkultus der folgenden Jahre einen — man möchte sagen — so persönlichen Charakter verlieh.

„Napoleon stürzt“, sagt Guzkow, „der Bellerophon trägt ihn über die schwankende See, ein weit entlegenes Eiland trennt ihn auf ewig vom Schauplatze seines Ruhmes; Napoleon auf St. Helena wird eine Ursache der allgemeinen Verwünschung Englands, ja, England selbst stimmt in den Ausbruch einer Teilnahme ein, die mit dem früheren Haß seltsam kontrastierte“<sup>64)</sup>. Guzkow hat recht. Schon 1816 hatte Lord Byron geschrieben:

Erobrer und Gefangener der Welt!  
Noch zittert sie vor deines Namens Schall,  
Und mehr denn je bist du der Menschen Held<sup>65)</sup>,

und viele Jahre später dichtete ein deutscher Poet, Karl Georg Neumann:

Sein Irrtum aber, seine Fehler traten  
In Hintergrund, seit er auf Helena  
Verbannt war. Nur die Größe seiner Taten,  
Sein Heldenruhm, blieb allen Völkern nah.  
Hätt' er als Sieger auf dem Thron geendet,  
Man hätt' ihm nicht so viel Bewunderung gespendet<sup>66)</sup>.

Was dieser preußische Patriot, der auch seinen König Friedrich Wilhelm III. im Liede feierte, aussprach, war eine allgemeine Empfindung. Die nur mit der Größe des Mannes vergleichbare Tragik seines Sturzes würde auf jeden Fall die Menschheit erschüttert und nach der Beschwichtigung der politischen Leidenschaften eine mindestens ästhetisch höchst interessante Figur aus ihm gemacht haben. Hier kam hinzu, was auf das Gefühl noch tiefer wirken mochte: ein Heldenbild wurde nicht wie das Cäsars oder Wallensteins durch die Katastrophe

eines zerschmetternden Einsturzes in Stücke geschlagen; nein, es wurde vor der Zerstörung auf alle Weise beschimpft, besudelt und entehrt. Mit andern Worten: die rechtswidrige und vor allem höchst unwürdige Behandlung, die, um mit Heine zu reden, die Liliputaner der heiligen Allianz dem gefangenen Gulliver zuteil werden ließen, führte durch das Medium eines rein humanen Mitleids die Gemüter der Zeitgenossen zu dem Helden zurück, dessen Hekatomben sie vergaßen, als sie ihn auf dem Golgatha von St. Helena leiden sahen, was nie ein Mensch von solcher Größe vor oder nach ihm gelitten hat.

Als der Riese gefallen war, als die Diplomaten des heiligen Bundes ihn für immer abgetan halten durften, da glaubte man sich auch jeder Rücksicht des Anstandsgefühls gegen den Mann überhoben, vor dem in seinen guten Tagen Fürsten und Fürstendiener gekrochen waren. Stimmt man seinen Gegnern auch insoweit bei, um zuzugeben, daß die Gemeingefährlichkeit dieses übermenschlichen Beherrschers der Schlachtfelder es den „Herdenmenschen“ von ihrem Standpunkt aus zur Pflicht machte, den einmal gepackten Riesen nicht wieder loszulassen, so mußte es doch und muß es noch heute empören, daß man den unter dem glühenden Himmel Südafrikas an den Felsen geschmiedeten Prometheus durch die Nadelstiche des elenden Hudson Lowe, wenn auch vielleicht nicht im buchstäblichen Sinne töten — denn er wäre wohl ohnehin seinen körperlichen und seelischen Leiden erlegen — aber doch fünf Jahre lang in unerhörter Weise quälen und martern ließ.

Ursprünglich hatten die Herren Diplomaten, die Liverpool und Castlereagh und wie sie heißen, etwas anderes im Sinne gehabt. Sie hätten den Gefangenen am liebsten an den allchristlichsten König von Frankreich ausgeliefert, der ihn dann wie den Marschall Ney würde haben erschießen lassen können. Auch Blücher äußerte sich in gleichem Sinne, und Napoleon selbst hat einmal gesagt, daß er das für menschlicher gehalten haben würde als die furchtbare Gefangenschaft. Dann aber war man, wie bekannt, auf den schon auf dem Wiener Kongreß und vor dem Aufbruch von Elba ausgeheckten Plan mit St. Helena zurückgekommen.

Wie er zur Ausführung kam, werden wir, den Zwecken dieser Studie entsprechend, nur in dem Spiegelbilde lesen, das die aus diesem Elend hervorgewachsene Literatur in den Herzen unserer Großväter zurückließ. Um die unmittelbare Wirkung möglichst genau festzustellen, habe ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, über den Aufenthalt Napoleons auf St. Helena die gesamte Zeitungsliteratur, soweit sie erreichbar war, durchzuarbeiten. An der Hand dieser trotz

der Gedankenchnürbrust der Censur immerhin wertvollen Zeugnisse haben die nachfolgenden Feststellungen gemacht werden können.

Sobald der von den einen verwünschte, von den andern vergötterte, von allen aber noch immer mit offenem oder heimlichem Respekt betrachtete Mann an der Horizontlinie des Westmeeres verschwunden war, wartete alle Welt begierig auf Nachricht über seine ferneren Schicksale. Kein Wunder. Denkt man sich heute einen Napoleon auf St. Helena, wieviel Depeschen würde wohl täglich das Telegraphenamt der Hauptstadt Jamestown zu befördern haben? Und welchen Verdruf würde einem heutigen Sir Hudson Lowe schon allein die Zudringlichkeit der Korrespondenten des „New York Herald“, des „Petit Journal“ und des „Berliner Lokalanzeigers“ bereiten, vorausgesetzt, daß nicht die gesamte Presse von der Insel verbannt würde? Das war damals alles anders, aber schon damals war die Neugier eine Tugend, und aus Afrika ankommende Reisende wurden bei ihrer Landung in Plymouth überfallen und in ihren Absteigequartieren mit Fragen über das Leben des Exkaisers überschüttet.

Neben den mündlichen blieben dann auch die gedruckten Berichte über den Verbleib des Gefangenen auf der entlegenen Insel nicht aus. Es ist nicht unbekannt, wie sie lauteten, und für mich liegt um so weniger Grund vor, auf sachliche Einzelheiten hier von neuem einzugehen, als ich erst unlängst in einer schon mehrfach citierten Schrift über „Napoleons Tod“ diese traurigen Verhältnisse beleuchtet habe. Zur Orientierung der Leser möge nur so viel gesagt sein, daß die Behandlung des Verbannten durch den miserabeln Gouverneur Hudson Lowe, der allerdings durchaus im Einverständnis mit seiner Regierung handelte, die denkbar unwürdigste gewesen ist. Dieses Urteil wird trotz aller Ablehnungen von Seiten der Engländer, denen erst unlängst einer der besten Männer ihres Landes, Lord Rosebery, entgegentrat, bestehen bleiben<sup>67</sup>). Wenn die Vorgänge auf St. Helena noch heute in jedem anständig empfindenden Menschen ein lebhaftes Gefühl des Unwillens wachrufen, so mußte das in weit höherem Grade zu der Zeit sein, als dieses klägliche Nachspiel eines unergleichlichen Helden-dramas vor den Augen der Zeitgenossen aufgeführt wurde und zudem die Schriften Napoleons und die Briefe und Broschüren seiner Leidensgefährten und Ärzte, der Warden, Santini, O'Meara, Montholon, Las Cases, grelle Schilderungen des gequälten Titanen, noch dazu vielfach untermischt mit Übertreibungen und Unwahrheiten, in die Welt sandten.

Zwar hinterließen diese ersten St. Helenschriften bei weitem nicht so zahlreiche literarische Spuren, wie die nach Napoleons Tode erschienenen, doch haben sie das Bild des Märtyrers mit der Dornenkrone, das jene weiter ausmalten, eigentlich geschaffen.

Laute Äußerungen der Entrüstung entfuhrten der deutschen Presse, schon als der erste förmliche Protest des Gefangenen in der Öffentlichkeit erschien. Er war in Form eines Briefes gehalten, den ursprünglich Graf Montholon, Napoleons treuer Begleiter, an den Gouverneur der Insel gerichtet hatte und der, nach England eingeschmuggelt, als Broschüre erschien, die, wie fast alle St. Helenschriften, kurz hintereinander eine Reihe von Auflagen erlebte, sodaß im Januar 1817 in dem der englischen Ministerialpartei nahestehenden Quarterly Review schon die vierte derselben besprochen werden konnte.

Die Klagen des Verbannten betrafen neben dem seiner Gesundheit schädlichen Klima der Tropeninsel vor allem die kleinliche und ungerechte Vorenthaltung des von England selbst früher anerkannten Kaisertitels und die schmutzige Knickerei und Knauferei der britischen Regierung in der Frage der Verpflegung des einstigen Weltherrschers. Gerade der letzte delikate Punkt, der sechs Jahre später Lord Byron die zornigsten Strophen der „bronzenen Zeit“ eingeben wird, war von dem gefangenen Kaiser geschickt in Scene gesetzt worden.

Und als nun die offizielle englische Presse bei dem Bekanntwerden dieser Abscheulichkeiten, zum Schaden den Spott fügend, höhrende Artikel gegen den Unglücklichen losließ, deren einer ihn beispielsweise mit Bill-Soames, einem nach der Botanybai verbannten berüchtigten Spitzbuben, parodisch verglich, da riß großbritannischer Roheit gegenüber dem deutschen Anstandsgefühl der Geduldsfaden. In den von dem Publizisten Johannes Weitzel, einem jener entschiedenen Liberalen, die den Kaiser nicht sonderlich liebten, geleiteten „Rheinischen Blättern“ erschien ein aufsehenerregender Artikel<sup>68)</sup>, der neben sonstigen scharfen Angriffen auf England die bezeichnenden Worte enthält: „Ist die Schilderung nur halb wahr, die wir von Bonapartes Wohnung und Lebensweise durch einen seiner Gefährten, der von St. Helena zurückgekommen ist, erhalten haben, dann macht sie immer noch der britischen Freigebigkeit und Großmut wenig Ehre. Soll es eine Züchtigung für den Welterschütterer sein, daß es ihm oft an einer Suppe fehlt? daß die Ratten ihm sein Weißzeug fressen . . . daß Tau und Regen ihm das Bett befeuchten? daß man ihm Bücher und Zeitungen verjagt?“

Ich habe hier nicht zu untersuchen, wie weit diese ungeheuerlichen Anklagen alle der Wahrheit entsprachen. Auch die Entstellungen taten ihre Wirkung, und allein auf diese kommt es hier an. Dabei ist denn nun zu bemerken, daß der Artikel der „Rheinischen Blätter“ nicht ausschließlich durch jenen Protest angeregt worden war, sich vielmehr zugleich auch auf eine Broschüre bezog, die unter dem Namen Santinis, eines auf Veranlassung des englischen Gouverneurs von St. Helena entfernten kaiserlichen Bedienten, in demselben Jahre (1817), gleichfalls in London, veröffentlicht war. Auch dieses rohe Machwerk, das auszugsweise in zahlreichen deutschen Tagesblättern erschien, fand trotz seiner augenscheinlichen Ausschneidereien lauten Nachhall, und der „Europäische Aufseher“ brachte bei dieser Gelegenheit seine Teilnahme für den leidenden Helden wieder in unzweideutiger Form zum Ausdruck: „Sonst glaubte man,“ heißt es da, „das Unglück sei eine heilige Sache, und erwies ihm Schonung, jetzt scheint man anders zu denken, und die Welt ist nicht dadurch gebessert“<sup>69)</sup>.

Daß der rohe Ton der englischen Ministerialen nur dazu beitrug, dem Mann auf St. Helena neue Sympathieen zu erwecken, zeigte sich auch, als bei Gelegenheit der Santinischen Broschüre das offiziöse Quarterly Review sich einen besonders infamen Angriff gegen den Wehrlosen erlaubt hatte. In diesem Schandartikel der offiziösen Zeitschrift<sup>70)</sup> waren die alten Tiraden vom Erschießen des Ruhestörers wieder aufgewärmt, Mitglieder der bonapartistischen Familie mit den gemeinsten Ausdrücken — Stallknechte, Marqueure und Freudenmädchen — bezeichnet, endlich war zur Charakteristik des gestürzten Kaisers ein neuer Bildersaal metaphorischer Bezeichnungen eröffnet, unter dessen Originalstücken Shakespeares Bullcalf (aus „König Heinrich IV.“) und der verrückte Hebertist Anacharsis Cloots der Kuriosität halber eine Erwähnung verdienen.

Auch diesmal hat es die deutsche Presse nicht unterlassen, gegen englische Frechheiten Front zu machen. „Wie hier geurteilt wird“, sagt der „Europäische Aufseher“<sup>71)</sup>, „so spricht nur blinde Parteiwut, die alle Mäßigung verkennt und Europa morgen wieder in denselben Abgrund stürzen würde, aus dem es sich jetzt als gerettet ansieht. Nicht was Napoleon getan hat, sondern was er war und wie man sich gegen ihn benahm, als er noch auf dem Throne saß, das verdient Rücksichten, sowohl um der Fürsten als um der Völker willen.“

Geringere Spuren eines unmittelbaren Einflusses auf die deutsche Publizistik haben merkwürdigerweise die von Napoleon selbst diktierten „Kapbriefe“ hinterlassen<sup>72)</sup>. Natürlich trug auch diese Schrift, auf



deren Inhalt hier nicht weiter eingegangen zu werden braucht, einen apologetischen Charakter, und Kraftstellen, wie der mit Meisterhand geschriebene Abschiedsbrief des Kaisers an den von seiner Seite gerissenen Grafen Las Cases und die Erzählung von der Zertrümmerung und dem Verkauf seines Silbergeschirrs, eine geschickte Antwort auf die englische Knickerei betreffs der Verpflegungskosten, konnten unmöglich ihren Zweck verfehlen<sup>73)</sup>.

Dagegen hat eine kecke Fälschung, die als vorgebliche Schrift Napoleons 1817 von Paris und London aus auf den Büchermarkt gebracht ward, das sogenannte „Manuskript von St. Helena“, weit hinaus Funken geworfen. In Frankreich bemächtigen sich die liberalen Publizisten Comte und Dunoyer der Broschüre, um der königlichen Regierung Verlegenheiten zu bereiten; in Deutschland verwickelt sie den größten der Vielschreiber, den Leipziger Professor Krug, in eine Preßfehde. Wenn auch kein anderes, so hatte diese Schrift jedenfalls das Verdienst, eine Menge naheliegender latenter oder auch im Umlauf befindlicher Gedanken über den gefangenen Kaiser zusammengestellt und in kurzen, knappen Sätzen den Lesern in Erinnerung gebracht zu haben. Daher die vielfachen Anklänge in benachbarten und auch entfernteren Literaturen. Die fatalistische Idee, die das „Manuskript“ beherrscht, das Napoleon als Werkzeug gewaltiger, ihn zu seinem Handeln zwingender Kräfte hinstellt, begegnet in epigrammatischer Form fast gleichzeitig bei Platen, findet späteren Nachhall in Grillparzers schönem Gedichte „Napoleon“ und in den Dichtungen von Zedlitz und kehrt dann begreiflicherweise in endlosen Variationen bis zur Neuzeit beständig wieder. Man braucht nur an Bleibtreus Dramen zu denken oder Tolstójs umfangreichen Roman „Krieg und Frieden“ in die Hand zu nehmen. Ein anderer heute längst abgedroschen erscheinender Gedanke des „Manuskripts“, der die Eroberungspolitik des Kaisers auf das Bestreben zurückführt, den republikanischen Ideen allgemeine Geltung zu verschaffen, taucht in dem Flugschriftenberge wieder auf, der bei Napoleons Tode mit vulkanischer Kraft aus den Tiefen des französischen Volkes hervorbricht. Und auch jene Wendung sollte sich in bestimmten Kreisen großer Beliebtheit erfreuen: der Sturz des zum Kaiser gewordenen Revolutionsmannes muß erfolgen, weil dieser die Freiheitswünsche und Bestrebungen, die er einst um eigenen Vorteils willen gehegt und gepflegt hatte, selbstisch der Herrschaft der Gewalt unterordnet. Auch Heine ist die Wendung nicht fremd geblieben.

So verquicken und durchsetzen sich, wie wir noch öfter beobachten

werden, in der St. Helenaliteratur mit den persönlichen fortwährend politische Motive. Das lag in der Natur der Sache. Auch Napoleon selbst hat sich als Gefangener unaufhörlich als den Vertreter der Revolution hingestellt, was er ja im Grunde auch war, und dabei von freisinnigen Gedanken gesprochen, deren Verwirklichung das Endziel seines politischen Wirkens, nach der schließlichen Besiegung aller Feinde, gewesen sei. Ganz gleichgültig, wieviel an diesen Phantasieen echt und wahr sein mochte, jedenfalls fanden sie in seinem Auftreten während der „hundert Tage“ eine Stütze. So ist es denn natürlich auch wieder kein Zufall, daß von der deutschen Presse gerade die liberal-demokratischen Organe, neben dem „Europäischen Aufseher“ vor allem die süddeutschen Oppositionszeitungen, die von dem alten Klubisten Friedrich Lehne geleitete „Mainzer Zeitung“, die erwähnten „Rheinischen Blätter“, Butenschöns „Neue Spenerer Zeitung“, die von Heines späterem Freunde und Kollegen Friedrich Ludwig Lindner herausgegebene „Tribüne“ und andere Blätter dieses Schlages, sich des Gefangenen annehmen. Doch ließen sich auch schon Organe sehr gemäßigter, ja, selbst rückschrittlicher Richtung, wie das „Frankfurter Journal“, auch die bis ans Herz hinan kühle Beherrscherin der öffentlichen Meinung, Cottas „Allgemeine Zeitung“, gelegentlich ein Wort des Bedauerns und der Entrüstung über die kleinlichen Ränke des Pedanten Hudson Lowe entschlüpfen.

Wie weit Heine um diese Dinge im einzelnen gewußt, vermag ich freilich nicht anzugeben. Manchen Artikel über St. Helena wird er in den Zeitungen gelesen haben, manches mag auch in seinem Vaterhause (vergl. später) und Bekanntenkreise besprochen sein. So viel darf man wohl aus den späteren Zeugnissen rückschließend folgern: die fast allgemeine Grundstimmung gegen England, d. h. das torntische England des Ministeriums Castlereagh, das sein Opfer während der Marter noch verhöhnste, wird er schon früh und in reichem Maße geteilt haben.

Wenn Heine später unter den „Evangelisten“ der Passionsgeschichte von St. Helena wiederholt den durch seine Treue gegen Napoleon und seine sonstigen Schicksale bekannten Grafen Casès anführt, so ist dabei natürlich in erster Linie an das Mémorial de Sainte-Hélène zu denken, das dieser im Jahre 1823 herausgab und welches der Dichter nachweisbar gelesen hat. Indes mag hier darauf hingewiesen werden, daß Las Casès schon geraume Zeit vorher als der typische Geschichtschreiber von St. Helena galt, obwohl auch die übrigen Leidensgefährten Napoleons, General Bertrand allenfalls ausgenommen,

mit der Feder sehr tätig waren. Die Gelegenheit, die redliche Menschen zu Dieben machen soll, hatte diesen Jüngern des Mars und Hippokrates die Feder in die Hand gegeben. Der bei weitem geschickteste unter ihnen aber war Las Cases. Zugleich derjenige, welcher es am besten verstand, die rein menschlichen Züge dieser Tragödie in das für seinen Helden günstigste Licht zu rücken. Der feingebildete und spitzfindige Advokat seines unglücklichen Herrn, der schon 1816 aus der Umgebung des Kaisers entfernt, von den britischen Behörden in rücksichtsloser Weise behandelt und lange im Kaplande zurückgehalten war, erschien um die Jahreswende von 1818 in Europa, wo er nach vielen Kreuz- und Quersfahrten endlich in Frankfurt auf längere Zeit Ruhe fand. Diese benutzte er, um eine aufsehenerregende Tätigkeit zu entfalten und die verschiedensten Fürstlichkeiten, Minister und andere hochgestellte Personen im Interesse des Gefangenen mit Briefen jeglicher Art, Bitt- und Beschwerdeschriften zu bestürmen, die in die Öffentlichkeit kamen und mehr als alles andere geeignet waren, für Napoleon Stimmung zu machen.

Einige der wertvollsten Stücke aus dieser Literatur erschienen in deutscher Übersetzung in den von Brockhaus herausgegebenen „Zeitgenossen“. Sie waren begleitet von einer nach Las Cases' Angaben angelegten, aber von einer deutschen Feder verfaßten Biographie des Grafen. Von demselben Verfasser, Karl Adam Murhard, dem Bruder des späteren Herausgebers der durch Posselt begründeten „Annalen“, war auch das „Vorwort“ zu beiden Schriften geflossen<sup>74)</sup>. Gleichzeitig erschien das Ganze als Separatdruck unter dem Titel „Leben und Schicksale Emanuel August Dieudonné's Grafen von Las Cases (sic!), Begleiters Napoleons nach der Insel St. Helena“<sup>75)</sup>.

Ganz neue Töne, Töne eines unverblühten und im Jahre des Aachener Kongresses unerhört klingenden Enthusiasmus für den ehemaligen Kaiser der Franzosen waren hier angeschlagen, denen gegenüber selbst die bisherigen Verteidigungen fast verblaßten. Napoleons Größe findet die unumwundenste Anerkennung: er heißt wieder der Mann, dessen kräftiger Arm die schönen und großen Wahrheiten der Revolution „vom anarchischen Chaos gereinigt“; Austerlitz, Jena, Friedland, Tilsit sind die alten „Wunder“.

Doch empfängt die strahlendste Gloriele auch hier wieder der nach unblutigem Siege von Elba heimkehrende Triumphator des 20. März 1815.

Zugleich ist Murhards Schrift noch aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet von Bedeutung zumal für die spätere Dichtung,

auch die Dichtung Heines. Zeigt sie doch an einem klassischen Muster, wie eine eigentliche napoleonische Legende, deren Kranz sich um das Haupt des Dulders von St. Helena schlingt, im Werden begriffen ist und in manchen Zügen schon völlig ausgeprägt dasteht. So ist der Verfasser der Las Cases-Biographie felsenfest davon überzeugt, daß sich Napoleon ohne Zwang den Engländern überliefert, von diesen aber heimtückisch hintergangen worden sei. „Der Griffel der Geschichte wird einst aufzeichnen und zu würdigen wissen,“ sagt er pathetisch, „Napoleons bei dieser Gelegenheit bewiesene Hochherzigkeit und der englischen Minister Redlichkeit; vielleicht wird die Geschichte auch des Ruhmes gedenken, welchen diese Minister durch ihr Benehmen England raubten, sowie des unsterblichen Triumphs, welcher der Gesetzgebung dieses Landes dadurch entzogen worden“<sup>76</sup>). „Napoleons Benehmen auf dem „Bellerophon“ und „Northumberland“, die klassische Ruhe, die er besessen haben soll und die er doch in Wirklichkeit so wenig besaß und bei seiner physischen Konstitution auch gar nicht besitzen konnte“<sup>77</sup>), sie werden ebenso lobpreisend erwähnt, wie Sir Hudson Lowes Benehmen — der Vergleich mit Tamerlan, der den Bajazet in einem eisernen Käfig herumführen läßt, spricht deutlich genug! — in wahrhaft dantesken Farben gemalt ist.

Nicht lange nach dem Erscheinen des letztgenannten Werkes tritt in der St. Helenaliteratur ein neuer Schriftsteller auf, gleich Las Cases einer der „Evangelisten“ dieser Passionsgeschichte, der aber die Schauer-  
mären der früheren Berichterstatter noch überbot. Es ist das der berühmt gewordene Irländer O'Meara, eine Zeitlang Napoleons Leibarzt auf der Insel und gleich Las Cases durch Hudson Lowe von dieser vertrieben. Sein damaliges Auftreten und seine erste Schrift gegen den Gouverneur, die Lord Byron eine prächtige Zeile entlockte und Heines späteren Freund Lindner zu einem Artikel in der von ihm geleiteten „Tribüne“ inspirierte, war indes nur ein Vor-  
spiel zu der Herausgabe des berühmten Buches Napoleon in exile, von dem weiter unten die Rede sein wird. Wie weitverbreitet schon damals jene Ansichten über Napoleons nichtswürdige Behandlung waren, denen später der deutsche Dichter so hinreißenden Ausdruck verleihen sollte, mag eine Stelle aus der „Mainzer Zeitung“ illustrieren, deren Redakteur, der wackere Lehne, den Autor der „Reisebilder“ antizipiert zu haben scheint, wenn er angesichts dieses Jammers schrieb: „Die Behandlung Napoleons auf St. Helena, zu welcher England keineswegs berechtigt ist, wird ein ewiges Schandmal in seiner Geschichte bleiben, wenn er derselben erliegt“<sup>78</sup>).

Auch andere Stimmen melden sich. Denn obwohl, solange der Unglückliche noch lebte, bei der grenzenlosen Furcht der Potentaten jedes Zeichen der Teilnahme für ihn Verdacht und Mißtrauen erweckte, so ließ sich das Mitgefühl doch nicht völlig mundtot machen. Natürlich trat es im zensurfreien Gespräche lauter hervor als in der Presse, die an die größte Vorsicht gebunden war. Von den Waffengeführten des Kaisers, unter denen viele sich sogar mit Plänen zu seiner Befreiung trugen, wollen wir dabei gänzlich schweigen. „Ist es nicht mit Händen zu greifen,“ schrieb 1817 Stägemann an Varnhagen<sup>79)</sup>, „daß Napoleon, der im Jahre 1815 Frankreich mit 1200 Mann eroberte und die Bourbonen vom Throne stieß, jetzt nur 12 Mann gebrauchen würde, wenn er wieder erschiene?“ Ähnlich äußerte sich um dieselbe Zeit Gneisenau<sup>80)</sup>, und Chateaubriand sagte in seiner pittoresken Sprache, daß „Napoleons Hut und grauer Rock auf der Spitze eines Stockes an der Küste bei Breß genügen würden, um ganz Europa zu den Waffen greifen zu lassen“<sup>81)</sup>.

Daß in England, wo infolge der größeren politischen Freiheit auch die Presse für ihn eintreten durfte, von der Opposition ganz offen seine Sache vertreten wurde, ist hinreichend bekannt. Der Herzog von Sussex, Lord Holland und andere Parlamentsmitglieder waren öffentlich zu Gunsten des Gefangenen aufgetreten. Die Gattin des letzteren, Lady Clavering, Lady Blessington, Byrons Freund Hobhouse, kurz, der ganze Kreis, der sich um den Dichter-Lord scharte, gehörte zu Napoleons Verteidigern und, soweit das möglich war, auch zu seinen hilfreichen Freunden. Varnhagen, damals preußischer Ministerresident am Karlsruher Hofe, berichtet von gleichen Stimmungen unter den vornehmen Engländern, die in Baden zur Kur waren, auch daß die Deutschen diese Gesinnung vielfach teilten<sup>82)</sup>. Die Fürstin Waldburg-Truchseß, eine geborene Hohenzollern und Gemahlin des preußischen Gesandten in Turin, erklärte den Tag von Belle-Alliance für einen „Trauertag“ und sprach von Napoleon als dem „teuern geliebten Kaiser“<sup>83)</sup>. Vannucci erzählt in seinem prächtigen Buche über den italienischen Dichter Niccolini, daß eine Dame, Hortensia Allart, alles aufgeboten habe, um als Erzieherin der Bertrandschen Kinder nach St. Helena und auf diese Weise in des Kaisers Nähe zu kommen<sup>84)</sup>.

Schon regt sich auch die Teilnahme in der Brust der Dichter. Der geistvolle Romanschriftsteller Bayle (Stendhal), liest in Mailand, wo er mit Lord Byron zusammentrifft, in einer Nacht voller Begeisterung Byrons „Korsaren“. Trotzdem kann er es am folgenden

Tage nicht über sich gewinnen, dem in Mailand anwesenden Autor ein freundliches Gesicht zu zeigen, weil dieser — Mitglied des englischen Parlaments war, das den Kaiser Napoleon dem „Henker von St. Helena hingeworfen habe<sup>85)</sup>.“ Und gewiß, Byron hatte das am wenigsten verdient. In Schweden gedenkt Tegnér der Geschehnisse des Helden in einem Gedichte, das er für das Neujahr von 1816 schreibt<sup>86)</sup>, in Frankreich, wo es fast verboten war, von dem Kaiser zu sprechen, drängt sich seine Gestalt in einen der stimmungsvollsten Gefänge Delavignes<sup>87)</sup>; schon liest man seinen Namen zwischen den Zeilen jedes Bérangerschen Liedes; in Italien antwortet das schöne Sonett eines Unbekannten: Mira Ocean! quel prigionier son io<sup>88)</sup> auf die garstigen Schmähdgedichte der Gegner, die wie Arndt und Southey ihren Haß auch jetzt noch nicht gesättigt hatten.

Immerhin waren das nur vereinzelte Stimmen. Die Lage änderte sich, als wie ein Posaunenstoß die Kunde von dem Tode des weiland Weltherrschers über den Ozean scholl.

Am Abend des 5. Mai 1821, als die Uhr in dem ärmlichen Farnhause von Longwood elf Minuten vor 6 zeigte, war der große Heerführer auf seinem Felddett von Austerlitz gestorben, ganz einfach an einem Magenkrebs, wie die Engländer sagten und wie Heine ihnen nachhöhlte, langsam hingemordet unter dem glühenden Himmel Afrikas, wie seine Anhänger behaupteten; selbst die Sage von einer Vergiftung, die damals auftauchte, fand Verbreitung und wurde von vielen geglaubt. Anfang Juli war die Nachricht nach Europa gekommen. Ihre Wirkung war trotz aller gegenteiligen Versicherungen offiziöser Blätter eine erschütternde. Häßliche Angriffe wagten in der durch die Majestät des Todes geheiligten Stunde eigentlich nur wenige. Ein großer Teil unserer heimischen Presse verhielt sich allerdings zurückhaltend; die blutleere Dürre des deutschen Journalismus und der Rotstift des Zensors zeigten sich auch am Grabe des Gewaltigen. Nur süddeutsche Blätter, in edler Weise wieder die „Mainzer Zeitung“ des geistvollen Lehne, wagten der Größe des Mannes gerecht zu werden; das Cottasche Weltblatt schrieb dem Helden ein kurzes, etwas kühles, aber nicht unschönes Epitaph; wärmere Worte fand auch diesmal der „Europäische Aufseher“ für seinen langjährigen Klienten. Die Berliner Blätter, deren Haltung wegen der damaligen Anwesenheit Heines in der preussischen Residenz für uns von besonderem Interesse ist, begnügten sich meist mit der Wiedergabe englischer Zeitungsberichte, von denen mehrere, wie die der liberalen „Times“ und des „Morning Chronicle“, neben gerechter

Anerkennung der großartigen Persönlichkeit dem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß Napoleon die Hoffnungen der Freiheitsfreunde unerfüllt gelassen habe<sup>89)</sup>.

Während die offizielle Welt der Höfe und Diplomaten bei dem Tode des Mannes, vor dem sie sich im Staube gewunden, eine bis zur Affektation gehende Gleichgültigkeit zur Schau trug, regte sich in der Volksseele tiefes Mitleid mit dem Wundermenschen, der wie ein leuchtendes Meteor durch die Zeit gegangen, dann im Weltmeere verlöscht war. Wie sehr in Frankreich nicht allein der Soldat, sondern auch der Bürger und Bauer ihn liebte, das zeigte die Unzahl von Flugschriften, von Romanzen und Elegieen, Couplets und Liedern, mit denen der einfache Mann das Grab auf St. Helena schmückte. Ein reicher Blumenflor, der aus Frankreichs Boden hervor wuchs. Auch in Italien, auch in Deutschland sprossen solche Blumen; in einem Dörfchen am Mainufer wird für den Kaiser von einem frommen Priester ein Totenopfer dargebracht; in einem Leipziger Blatte legt ein Unbekannter ein Veilchen auf Napoleons Grab; die Volkspheantasie, deren zweites Gesicht schon vor 1812 die gespenstischen Reiter über die westfälischen Heiden hatte jagen sehen, versetzt nunmehr — ein köstlicher Zug — den großen Frankenkaiser als Tischgenossen neben den Liebling der deutschen Sage in den Kyffhäuser.

Hat sich auch die Muse der hohen Kunst an des Helden Grab gesetzt? Ja und nein. Eine klassische Urne von alabasterner Reinheit wußte allein Manzoni's wunderbare Objektivität zu schaffen. Nur zögernd hat Lamartine dem toten Feinde die Hand zur Versöhnung geboten. Das tat auch Puschkine, der patriotische Russe, und selbst August von Stagemann. Unter den Franzosen findet Béranger wieder einen seiner hinreißendsten Accente, während Lebrun in einem vielstrophigen Iyrischen Gedichte über den Schönheiten einzelner Passagen ein wenig den Faden zu verlieren scheint. Andere läßt der Kampf zwischen Bewunderung und Abneigung noch nicht zu jener Harmonie gelangen, die ein reines Kunstwerk zu schaffen vermag. Bei Delavigne liegen mit der persönlichen Verehrung und dem herzlichen Bedauern des Menschen die Gefühle einer freiheitsliebenden Seele im Streite, eine allgemeinere Erscheinung, die als solche auch für Heine notiert zu werden verdient; in dem jungen Herzen des begabten Victor Hugo trägt für diesmal noch das Legimitätsdogma über die Anerkennung der Heldengröße einen Pyrrhusieg davon.

Und das konnte ja auch kaum anders sein. Noch zu frisch war der Stoff für das Heldengedicht, und wenn einer ihn dennoch zu

formen versuchte, wie Henri Hubert Corquet, der patriotische Fran-  
zose auf der weltabgelegenen Insel Mauritius, so konnte es nur  
halb gelingen. Die Erfahrung, daß die wirklich großen Dichter  
seltener von den Tagesereignissen der unmittelbaren Gegenwart zu  
wahrhaft bedeutenden Schöpfungen angeregt werden, zeigte sich auch  
hier. Während mancher Poet vom zweiten und dritten Range sein  
Stimmchen erhob — in Sachsen Mahlmann, im Elsaß Lamey, Bischof  
Wessenberg in Konstanz, auch einige Italiener — findet sich Shelley  
mit wenigen, freilich charakteristischen Strophen ab; sogar ein Dichter,  
der so starken Anteil an der Gegenwart zu nehmen pflegte wie Lord  
Byron, bekennt, gerade diesem Ereignisse gegenüber nicht in der  
nötigen „Stimmung“ zu sein, und fordert den befreundeten Thomas  
Moore auf, statt seiner Napoleons Tod zu besingen. Auch der hat  
es unterlassen, Byron selber aber hat zwei Jahre später seine Ge-  
danken über das Ende des großen Mannes — es ist wieder sehr  
bezeichnend — in die Strophen einer blendenden Satire verflochten,  
welche die Erbärmlichkeit des Zeitalters Georgs IV. einer schonungs-  
losen Kritik unterzog. Selbst der Schwan des Nordens, Esaias Tegnér,  
hat damals geschwiegen und es einem weniger bedeutenden Lands-  
mann überlassen, um die Palme des Totenliedes mit Fremden zu  
ringen. Auch der alte Napoleonverehrer Goethe ließ sich die dank-  
barste Situation aus dessen Leben entgehen; er hat keine St. Helena-  
lieder gedichtet und nur in ein paar ärgerlichen Epigrammen des  
Verbannten Erwähnung getan. Bei des Kaisers Tode zeigt sich das  
„Zeitablenkungs-genie“. Und doch nicht ganz. Zwar unterließ der  
Sängergreis, eine eigenhändige Inschrift auf den namenlosen Grab-  
stein zu setzen, doch hat auch er seinen Kranz nicht vergessen, da er  
Manzonis herrliche Verse in seine geliebte deutsche Sprache übertrug.  
Ja, es ist merkwürdig, wie der Tod seines großen Zeitgenossen, des  
einzigen, der unter allen Lebenden sein Pair gewesen, dem Menschen  
Goethe die Zunge löst. Immer häufiger wird nach 1821 die Er-  
wähnung Napoleons in den Gesprächen des Weisen von Weimar,  
jene goldenen Worte, in denen der alte Herr bei der Unterhaltung  
mit seinem Eckermann und andern Vertrauten von dem „Dämonischen“  
in dem gewaltigen Korsen redet, dessen unvergleichliche Laufbahn,  
dessen Gewalt über Menschen und Verhältnisse und dessen staunens-  
werte Willensstärke er, weit erhaben über die enge Schranke des  
nationalen Vorurteils, rückhaltlos anerkennt.

Außer Goethe hat auch Heine geschwiegen, der freilich noch ein  
junger Student war, aber doch in den „Grenadieren“ schon bewiesen



hatte, daß seine Seele Feuer genug und seine Zunge hinreichende Gelenkigkeit besaß, um den ersten Mann der Welt würdig zu preisen.

Auch seine Stunde war noch nicht gekommen. Indessen darf, obschon Belege dafür fehlen, wohl als ausgemacht gelten, daß auch Heine, in dessen kühnen Prosadichtungen Tod und Grab Napoleons später eine so bedeutsame Rolle spielen werden, von dem Ereignis nicht unberührt blieb, wenn auch vielleicht gerade in Berlin, seinem damaligen Wohnort, am wenigsten daraus gemacht wurde. Aber bei Darnhagens, wo Heine verkehrte, wird es nicht unbesprochen geblieben sein, wie denn auch der Hausherr Darnhagen selbst in seinen Aufzeichnungen öfter davon redet und tadelnde Bemerkungen über diejenigen laut werden läßt, welche bei dem Eintreffen der erschütternden Kunde Gleichgültigkeit zeigten. So wird denn Heine auch das eine und das andere der Gedichte gelesen haben, die nach Napoleons Tode erschienen, ganz gewiß die dramatische Scene, die Chamisso nach Manzonis Ode entwarf, und die St. Helenagedichte seines späteren Freundes Immermann.

Aus diesem Grunde und auch zur Feststellung der allgemeinen Stimmlage darf ich nicht unterlassen, auf gewisse gemeinsame Züge der poetischen Napoleonnekrologe hinzuweisen, die bei den Dichtern dieses Literaturzweiges, natürlich individuell verschieden ausgestaltet und verarbeitet, aber anderseits doch typisch immer wieder begegnen. So stellt sich bei vielen im Anblick des einsamen Grabes auf der düstern Felseninsel, das die Reste des Erderschütterers birgt, der Affekt des Grauens ein: er erzeugt eine Gespensterromantik, die in Hugos ausschweifender Phantasie den „finstern Kapitän“ zum Lenker der Wetter und Stürme macht und Immermann und Zedlitz zu nächtlichen Besuchen des Hünengrabes auffordert. Noch spät, um 1840, klingt diese nordisch balladenmäßige Poesie aus, von der Heine eigentlich nichts weiß, in dessen Visionen vielmehr der Imperator mit dem strahlenden Auge seine taghelle Schönheit und seine klassischen Formen nie verliert. Zweifellos steht jenes Grausen in einer ursächlichen Beziehung zu dem Fatalistischen seiner Sendung, die Platen mit einem „Besen der Zeit“, Zedlitz mit einem lustreinigenden Gewitter vergleicht. Am wirkungsvollsten hat Grillparzer diesen letzteren Gedanken gestaltet, der auch der Heineschen Auffassung nicht ganz fernliegt, wiewohl dieser in späteren Schriften zeitweilig zu der Byronschen und Delavigneschen Ansicht hinüberneigt, daß der Korse seinen weltgeschichtlichen Beruf als Bringer der Völkerfreiheit eigentlich verfehlt und durch diesen Abfall seinen Sturz herbeigeführt habe.

Unter die gemeinsamen Züge, die schon die Gleichheit des Stoffes mit sich bringen mochte, — hier und da ist auch direkte oder indirekte Entlehnung nicht ausgeschlossen — gehört ferner der vielfach auftretende Vergleich des sterbenden Napoleon mit einem versinkenden Gestirn, den wieder der fatalistische Glaube des Helden an einen Stern, seinen Stern, besonders nahe legte. Manchen Dichtern ist auch die sonderbare Rolle aufgefallen, welche die Inseln in dem Leben des Eroberers spielen; andere glauben, in St. Helena einen Wallfahrtsort für die Völker der Zukunft zu sehen, eine Vorstellung, die gerade Heine liebevoll pflegen und verwerten wird. Noch andere Gedanken erweckte das einsame Grab auf den Felsenhöhen von Longwood. Der schmale Umfang seiner letzten Ruhestätte, die schmucklose Steinplatte, die den Mann barg, dem die Welt zu klein gewesen, forderten zu naheliegenden Bildern und Betrachtungen auf. Man malte sich die Grabeslandschaft weiter aus; Heines Einbildungskraft wird die Scenerie beleben und zu dem Helden selber in Beziehung setzen.

Allgemein ist aber der bittere Unmut über die brutale Rücksichtslosigkeit der Engländer: ein hörbarer Nachhall dessen, was die Leidensgefährten des Gefangenen in die Welt hinaus geschrieben hatten. Auch in der gleichzeitigen Presse spiegelt er sich lebhaft wieder. Nur die Gestalt des ausführenden Werkzeugs, Hudson Lowes, tritt damals noch mehr zurück. Erst durch die später erscheinenden Hauptwerke von Las Cases und O'Meara ist sie so unliebsam in den Vordergrund gerückt worden.

Doch hat sich schon damals ein Vorrat bestimmter Vorstellungen, poetisch brauchbarer Bilder, um die Gestalt des Verbliebenen angehäuft, die etwas Stereotypes haben und später wie feststehende Theaterrequisiten bei jeder neuen dichterischen Vorführung seiner Person als unentbehrlich empfunden werden, daher unverändert oder doch nur mit etwas mehr oder weniger Zutaten immer wieder zur Verwendung kommen.

Dahin gehören vor allem die nunmehr zu einem Dogma verdichtete Sage von dem Bruch einer „Gastfreundschaft“ durch die Engländer, der, wie Heine formulieren wird, „schrecklichen Gastfreundschaft des Bellerophon“. Ihr zur Seite tritt eine Art neuer Promethéussage, nur mit dem Unterschiede, daß der antike Geier durch das britische Wappentier jenen ominösen Leoparden, ersetzt wird, der — ein bis zur Ermüdung wiederkehrendes Bild — den verwundeten Adler tückisch mordet. Nahe lag auch die Vorstellung, den Gefangenen mit

verschränkten Armen am Ufer des Meeres stehen zu lassen, wo er allerlei politische und menschliche Reflexionen anstellt, die der Dichter nach Gutdünken ausgestalten mochte. Noch ein anderes Bild: Sein Grab, sein Sarg, oder auch er selbst erscheint auf der Höhe des Felsens von Longwood als ein Leuchtturm für die Schiffer oder als ein weithin sichtbares Denkmal, das allen Seefahrern, Westländern wie Orientalen, bekannt oder doch ohne weiteres verständlich ist. Man braucht nur an die Scene am Bord des Ostindienfahrers in den „Englischen Fragmenten“ zu denken, um zu wissen, daß sich Heine auch diese Vorstellung zunutze gemacht hat.

„Seine ungeheure Geschichte wird ein Mythos“, sagt derselbe Dichter an einer andern Stelle. Das heißt den Nagel auf den Kopf treffen. Legendarische, geradezu mythologische Elemente verbinden sich mit einer Gestalt, die der jüngsten Vergangenheit angehört.

Auch bei anderen Lieblingsgestalten der poetischen Geschichte, Karl dem Großen, Barbarossa, selbst bei dem in der verzweifeltsten Nüchternheit des Zeitalters der Aufklärung lebenden Friedrich II., vornehmlich aber bei Wallenstein, ist Ähnliches geschehen, und die Gegenwart bietet Ansätze zur Schöpfung einer Kaiser-Wilhelm-Sage. Aber bei keinem andern Heros hat sich dieser Prozeß so schnell und so gründlich vollzogen wie bei Napoleon. Die Gründe dafür liegen ebenso wohl im poetischen Objekt: in der unvergleichlichen Laufbahn des Mannes, dem Glanz und der Fremdartigkeit der Erscheinung, der ebenso beispiellosen Tragik seines Sturzes und dem märchenhaften Versinken seines Sternes in den Fluten des Westmeers, wie in der subjektiven Beschaffenheit der diesen Mythos ersinnenden Zeit. In letzterer Hinsicht ist die Mitwirkung der Romantik, namentlich der deutschen Romantik, nicht zu unterschätzen. Sie versuchte, den klassisch plastischen Cäsar zu einer malerischen Figur umzuschaffen, ein Verfahren, dem Heine allerdings nicht in der Weise huldigte wie andere Romantiker.

Zwar bringt auch er, wie wir sehen werden, die Gestalt des Helden in eine ganz eigentümliche Luftstimmung; aber statt in die Mondscheinlandschaften eines Immermann, Zedlitz, Raffet wird er seinen Napoleon in eine Welt des Traumes versetzen, eines am Tage geträumten Traumes, der so beschaffen ist, daß die Grenzlinien zwischen ihm und der Wirklichkeit verschwinden und nicht mehr genau festgestellt werden kann, wo der Traum aufhört und das Leben anfängt oder umgekehrt. So können Heine und Laube mit dem Zweifel an der Objektivität der gehaltenen Vision spielen; wenig-

stens legen beide das Bekenntnis ab, daß sie nicht bestimmt wüßten, ob sie den durch die Welt reitenden Cäsar mit ihren leiblichen Augen gesehen haben oder nicht. Sehr geschickt hat Brandes jenes Verfahren mit der Kunst Rembrandts verglichen<sup>90)</sup>.

Müssen immerhin diese beiden Arten der Beleuchtung, Mondschein und Tagesraum, auf eine gemeinsame romantische Quelle zurückgeführt werden, so sind die spezifisch legendarischen Züge, die mit der Zeit immer wahrnehmbarer in dem Kaiserbilde hervortraten, größtenteils aus der „ungeschichtlichen Überlieferung“ erwachsen, aus der Tradition, den Erzählungen, die von Mund zu Mund flogen<sup>91)</sup>. Es steckten darin allerlei Erinnerungsbilder aus Berichten begeisterter Anhänger, Veteranen und anderer Personen, die dem Lebenden einst mehr oder weniger nahe getreten waren, Anekdoten aus seiner Umgebung, wie sie das Leben aller hochgestellten Persönlichkeiten umflattern, vielfach sogar Reste offizieller und offiziöser Schönfärbereien aus der Kaiserzeit.

Dadurch bekam besonders die künstlerische Gestalt des Kaisers eine höchst eigentümliche Färbung, einen sentimentalischen Zug, der sich in dieser Stärke in das Bild keines seiner großen Vorgänger gemischt hat. Bis in das fünfte Jahrzehnt und noch darüber hinaus hat sich diese Auffassung in der Volksvorstellung erhalten; es leben heutzutage noch Menschen, in deren Seele dies Bild in der Jugend sich prägte. Seinem äußeren Typus nach ist es der einfache Mann im grauen Oberrock — die famose redingote grise der Franzosen — im Charakter ein überaus menschenfreundlicher Held mit einer Biedermannsseele, der seine Schlachten eigentlich nur nebenher gewinnt, weil böse Menschen ihm wider seinen Willen das Schwert in die Hand drücken, und der, wie so oft im Leben der Gute, den Schlechten unterliegt.

Eine Gestalt von dieser Beschaffenheit ist alles andere als eine „realistische“ Figur, dagegen eignet sie sich um so besser zur melodramatischen Behandlung, und so ist es nur natürlich, daß gerade dieser Typus in den rührseligen Volksstücken, Vaudevilles, und Liederspielen der Julizeit bevorzugt wird. Von Heines Auffassung weicht das Bild erheblich ab; ein Satiriker mußte diese „Religion“ auf die Dauer langweilig finden, und er hat sich über die künstlerische Seite ihres Kultus gelegentlich recht lustig gemacht. Doch ganz fern hat auch er ihr nicht gestanden; denn auch er hatte ja seine sehr sentimentalischen Stunden, dieser unbarmherzige Spötter. „Jeder Ironiker,“

sagt sehr fein Legras, „ist bekanntlich im Grunde sentimental, Heine vielleicht noch mehr als irgend ein anderer“<sup>92)</sup>.“

Ich werde auf den eben erwähnten Punkt bei der Besprechung der dichterischen Persönlichkeit unseres Autors noch zurückzukommen haben und möchte hier noch auf einen mehr äußeren Umstand aufmerksam machen. Wie manche Stellen seiner Werke zeigen, sind auch die Darstellungen Napoleons in der bildenden Kunst auf Heine nicht ohne Einfluß geblieben. Und auch diese, die bildende Kunst, war zur Zeit der Katastrophe von St. Helena unter das Zeichen der Sentimentalität getreten.

Statt der schimmernden Paraden, aus denen die Siegesfanfaren von Jena und Friedland klangen, statt der glänzenden Krönungsverammlung in Notre-Dame, die Davids steifer Pinsel auf die Leinwand geschrieben, malt man traurige Szenen aus der Zeit des Untergangs der großen Armee. Charlet, selbst ein Soldatenkind, Sohn eines Dragoners der republikanischen Heere, hat schon 1817 mit dem „Grenadier von Waterloo“ dieses Genre eröffnet. Später hat Steuben jenes finstere Bild des Abends von Waterloo gemalt, wo Napoleon, der sich, als er alles verloren sieht, noch einmal in den Kampf stürzen will, von den Generalen zurückgehalten wird. Schon früher hatte er des Kaisers Tod gemalt, ein Vorwurf, der in den zwanziger und dreißiger Jahren sehr häufig die Künstler beschäftigte. Steubens Darstellungsweise, die auch von Kunsthistorikern geradezu als „melodramatische Manier“ bezeichnet worden ist<sup>93)</sup>, entspricht genau dem sentimentalischen Bilde, das manche, namentlich Volksdichter, von Napoleon entwarfen, ähnlich so, wie Raffet unsern Sedlitz ins Gebiet der bildenden Kunst übersetzte. Daneben wurde ein anderer Typus populär: die Darstellungen von Napoleons Ruhestätte, besonders Gérards „Grab von St. Helena“, das herrliche Bild mit den Trauerweiden, dessen kostbarer Rahmen von den idealen Gestalten des Ruhmes, der Geschichte, des Sieges und der Dichtkunst gehalten wird<sup>94)</sup>. Diese Weiden, deren Zweige melancholisch in die Talschlucht von Hut's Gate hinunterhängen, haben sich tief in die Seele der Dichter eingegraben. Bei Hugo, Gaudy kehren sie wieder, besonders aber bei unserem Heine.

Übrigens hat sich diese ganze legendarisch-romantisch-sentimentale Auffassung, die eine aus Erz gegossene Heldenfigur mit weinerlich weichen Tinten übergießt, erst im Laufe der zwanziger Jahre nach und nach herausgebildet. Wie sie ihrerseits eine starke literarische Verwertung finden sollte, so war sie selbst erst wieder zu einem

guten Teile der Niederschlag einer ungemein reichhaltigen Literatur, die nach des Kaisers Tode das Licht der Öffentlichkeit erblickte und sich gleich bei ihrem Erscheinen gewaltig Bahn brach. Wir werden diese von Varnhagen spezifisch so genannte „bonapartistische Literatur“ in den Kreis unserer Betrachtung ziehen müssen, zumal bei mehreren ihrer Erzeugnisse ein direkter Einfluß auf Heine unumstößlich feststeht.

Auch sie knüpft an die letzte Phase aus dem Leben des soeben zur Ruhe eingegangenen Helden an. Die St. Helenatragödie war mit dem Abende des 5. Mai und der Einsargung des Kaisers noch nicht ausgespielt. Erst recht laut erhoben die Gefährten seiner Verbannung ihre Stimme, seitdem sie nach Europa zurückgekehrt und des bedrückenden Zwanges von seiten der englischen Regierung ledig sind.

Die schmerzenreiche Geschichte der Gefangenschaft des Kaisers wird nun recht eigentlich zur „Passion“; man bemächtigt sich auch des biblischen Wortes, eine Tatsache, die manche Wendung Heines aus dem Zeitgeschmack erklärt und den von ihm gewählten Bildern und Ausdrücken eigentlich den Charakter der Blasphemie benimmt, die ihm mit den Zeitverhältnissen weniger vertraute Beurteiler so oft zum Vorwurf gemacht haben<sup>95)</sup>.

Die erste der hier zu erwähnenden Schriften, O'Mearas „Stimme von St. Helena“<sup>96)</sup>, erschien 1822 und wurde trotz einer leidenschaftlichen Verurteilung im englischen Quarterly Review<sup>97)</sup> auch von Gegnern als ein auf jeden Fall sehr „merkwürdiges“ Buch erkannt<sup>98)</sup>. Der Irländer O'Meara war, wie wir hörten, schon vor des Kaisers Tode in dessen Sache als Schriftsteller aufgetreten und infolgedessen seiner Stellung als britischer Sanitätsoffizier enthoben worden<sup>99)</sup>. Es ist wahr, der Doktor O'Meara gehörte zu den unzuverlässigsten Berichterstattern von St. Helena. Während er alle nach damaliger Anschauung für Napoleon irgendwie günstigen Umstände, eigene Rechtfertigungsversuche des Kaisers und dazu eine Menge liebenswürdiger und menschlich ansprechender Züge aus seinem Leben und seiner Gefangenschaft, kritiklos oder vielmehr mit recht wohlbewußter Absicht in sein Buch aufnahm, verleitete ihn persönliche Abneigung und Rachsucht gegen den Gouverneur Hudson Lowe, diesen jämmerlichen und nichtswürdigen Menschen noch über die Gebühr schwarz zu malen und vollends zum leibhaftigen Satan zu stempeln. So hat gerade O'Mearas Buch dahin gewirkt, aus den öden Felsblöcken der vulkanischen Insel für die Volkspheantasie jenen „Kalvarienberg“ zu erbauen, dem man vor allem in populären Darstellungen des napoleonischen Lebens bis gegen die Neuzeit hin

immer wieder begegnet, und nicht ohne Grund steht in Heines Werken das Buch des Irländers unter den „Evangelien“ der Leidensgeschichte von Longwood verzeichnet.

Für die gläubige Aufnahme, die O'Mearas Behauptungen fanden, war das Schicksal des Verfassers, seine Entlassung aus englischen Diensten, entschieden günstig. „An der subjektiven Wahrscheinlichkeit der Stimme von St. Helena kann man nicht zweifeln,“ heißt es in einer sonst mit dem Lobe sparsamen Rezension des Buches in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“<sup>100)</sup>, „sobald man . . . weiß, daß der Mann, der sie erschallen läßt, eben darum viel gelitten hat, daß er danach gehandelt, um so sprechen zu können.“

Auch der Stil O'Mearas, der, wiewohl ohne eigentlich literarische Schulung, doch einer natürlichen Beredsamkeit nicht ermangelte, war einnehmend, und Stellen wie die, daß Napoleon sich die Freiheit oder den Henker gewünscht, daß er sich — bei den Geldknauserien der englischen Regierung — an die Tafel der Offiziere des zu seiner Bewachung stationierten Regiments habe setzen wollen, die wohl einem alten Soldaten wie ihm ein Gericht nicht verweigern würden, waren, in geschickter Form vorgetragen, ihrer Wirkung von vornherein sicher.

Die persönliche Teilnahme machte auch die ohnehin schon zum Glauben geneigten Gemüter noch zugänglicher für die Angaben des Gefangenen über sein politisches Leben und Streben. Möchten ihnen des Kaisers Handlungen auch vielfach widersprechen, so wollte man doch annehmen, daß seine Absichten besser gewesen als jene oder daß der große Mann sich schlimmsten Falls im Zustande der Selbsttäuschung befunden habe. „Napoleon,“ heißt es in der angeführten Rezension, „hielt sich für den Boten Gottes oder den Sohn des Schicksals, der dazu bestimmt sei, die Menschenwelt in die gehörige Ordnung zu bringen; und daher hielt er alles, was er entwarf, für heilsam, was er wollte, für Recht, alle, die sich seinem Willen widersetzen, für Rebellen, die er niedersäbeln ließ, solange er noch Macht hatte, die er durch Verachtung töten wollte, als ihm die Macht fehlte.“ Und das Brockhaus'sche „Literarische Conversations-Blatt“ sagt in einer Besprechung des O'Mearas'schen Buches<sup>101)</sup>, zwar wäre die Zeit noch nicht da, „wo sich alle Urteilsfähigen in einer klaren Ansicht des außerordentlichen Mannes vereinigen“, doch habe „seit sieben Jahren sich vieles ereignet, was großen Zweifel gegen das zu Anfange dieses Zeitraumes uns angesonnene Glaubensbekenntnis erregen mußte, daß er der ärgste Feind der Freiheit Europas sei“.

Wurde O'Mearas Werk in Deutschland, in der Bearbeitung von Friedrich Schott, ein standard work der Leihbibliotheken — ich selbst besitze ein unglaublich zerlesenes Exemplar dieser Herkunft — so war bald in jeder Hütte, wo ein Veteran des Kaisers hauste, aber auch, wie Varnhagen bezeugt, in den vornehmen Salons der — Berliner Gesellschaft das *Mémorial de Sainte-Hélène*<sup>102)</sup>, das berühmte Journal des Grafen Las Cases, in das dieser Tag für Tag eingetragen, was der Kaiser Napoleon im Laufe eines Jahres auf St. Helena getan und gelassen, gedacht und gesprochen hatte.

Der Verfasser, dessen Silhouette oben gezeichnet wurde, war für die Aufgabe, die er sich gestellt, vorzüglich geeignet. Sein Buch war weit weniger eine objektive Wiedergabe spontaner Äußerungen Napoleons als das erst unlängst veröffentlichte Tagebuch des Generals Gourgaud. Der apologetische Charakter, den des Grafen übrige Schriften in starker Prägung zeigen, hat auch dem *Mémorial de Sainte-Hélène* den Stempel aufgedrückt. Die Gesichtspunkte, nach denen diese unter Napoleons eigenen Augen angelegte und nicht ohne Advokatenkniffe geführte Verteidigung geleitet wird, sind im wesentlichen dieselben wie bei O'Meara; nur steht die politische Rechtfertigung des Kaisers noch mehr im Vordergrunde als bei jenem.

Unter den obwaltenden Verhältnissen mußte auch dieser Same auf einen überaus günstigen Boden fallen. Wer, wie ein Kritiker des „Literarischen Conversations-Blattes“<sup>103)</sup> an der Echtheit der freisinnigen Entwürfe Napoleons zweifelte, dieser „lieblichen politischen Idyllen“, die nach Beendigung des Feldzugs gegen die russischen Barbaren Europa in einen großen Schäfergarten verwandeln sollten, der fand zum mindesten einen „unwiderstehlichen Reiz“ in dem Tatsächlichen der Las Cases'schen Berichte, zumal in den Schilderungen des intimen Lebens des einstigen Weltherrschers.

Auch der „Jenaischen Literatur-Zeitung“ ist der über die Maßen edle und wohlwollende Napoleon verdächtig, aber die Gesinnung seines Biographen über allen Zweifel erhaben<sup>104)</sup>. Andere erkennen zwar in ihm den unbedingten Lobredner<sup>105)</sup>; ja, Varnhagen findet in seinem Werke etwas Charlatanisches, und dessen Verfasser bekommt gelegentlich sogar Kosenamen zu hören wie „eitler Geck“ und „dummer Lakai, den seine Livree und der Titel seines Herrn glücklich und schwindlig macht“<sup>106)</sup>. Aber die optimistische Auffassung in der Beurteilung des Werkes ist stark überwiegend, und auch solche, die sich von O'Mearas rücksichtsloserer Form abgestoßen fühlten, fanden



bei dem feineren *Las Cases* ihre Rechnung. Ganz bezaubert von dem gewandten Franzosen ist ein Kritiker der „Allgemeinen Zeitung“, der in der schon damals literarisch bedeutenden Beilage<sup>107)</sup> die Ansicht ausspricht, man lerne in diesem Buche den Mann, der Europa einst durch seine Siege beherrschte, so genau kennen, daß „nun alle vorgefaßte Meinung und jede Täuschung schwindet“. Man könne gewissermaßen sagen, daß er nach seinem Tode neue Siege erfochten habe.

Auch die andern zur St. Helenaliteratur gehörigen Werke, die um jene Zeit erschienen, begegneten einem hohen Interesse. Sie alle waren geeignet, für den Helden aufs neue Stimmung zu machen. So die *Derniers moments de Napoléon*, *Memoiren* seines letzten Arztes, des Korsten *Antommarchi*<sup>108)</sup>, den der Kranke selbst wenig geschätzt, der aber, gleichfalls mit einer reichen Phantasie ausgestattet, es vortrefflich verstand, sich und seinen Patienten in eine besondere Beleuchtung zu setzen, ein unwahres Zwiellicht, das aber die Leser gefangen nahm. Lord *Rosebery* bezeichnet in seinem bekannten Werke den *Antommarchi* als den unglaubwürdigsten von allen Zeugen des großen Dramas, und man braucht nur an Scenen wie die zu denken, in welcher der Doktor den kranken Napoleon von seinen künftigen Unterhaltungen im Elysium mit *Friedrich II.* und den großen Männern des Altertums schwärmen läßt, um die Richtigkeit dieser Behauptung einzusehen. Und doch haben gerade solche völlig erfundenen oder mit einem starken Aufwand an poetischer Freiheit umgedichteten Scenen wieder mit ungeheurem Zauber auf die Volkseele gewirkt, und in einer ernstesten Kritik aus damaliger Zeit<sup>109)</sup> sind die Worte zu lesen: „Besonders dient die Schilderung seiner letzten Augenblicke dazu, ihn kennen zu lernen, und wahrlich die Befangenheit und der Haß, welche sich so lange dabei gefielen, Napoleon als ein hartes, fühlloses, jeder weicheren menschlichen Empfindung abgestorbenes Wesen darzustellen, werden verstummen müssen vor diesen Zeugnissen, die eine gerechte Nachwelt nicht vergessen wird, in die Wage zu legen.“ Auch der Pisaner Professor *Antommarchi* wurde einer der „*Evangelisten*“ von St. Helena.

Und selbst einen seiner Regierung pflichttreu ergebenen englischen Seeoffizier kann man in gewissem Sinne diesen beizählen. Es ist *Maitland*, der Verfasser des *Narrative of the surrender of Buonaparte*<sup>110)</sup>. *Maitland* war der Kommandant des *Bellerophon*, an dessen Bord sich der bei *Waterloo* Geschlagene den Engländern ergab. Das Benehmen des Kapitäns bei diesem Akte war nicht

Holzhausen, Seine u. Napoleon.

einwandfrei gewesen, mußte wenigstens den Verdacht erwecken, als habe er dem Kaiser in Bezug auf seine Aufnahme in England mehr versprochen als er halten konnte. Schon zur Zeit des Ereignisses waren gegen Maitlands Gesinnung und Handeln Bedenken geäußert worden, und das Bedürfnis einer Rechtfertigung lag für diesen nahe. Ob sie ihm völlig gelungen, wurde mehrfach bezweifelt<sup>111)</sup>, in anderer Hinsicht aber war Maitlands Buch den Zeitgenossen sympathisch: der „sturmkalte Seemann“, wie ihn Heine später genannt hat, gab der Wahrheit die Ehre, wenn er englischen Entstellungen gegenüber bekannte, daß Napoleons Benehmen in jenem denkwürdigen Augenblicke, der seine politische Laufbahn für immer abschloß, groß und würdig und sein Umgang bezaubernd gewesen sei.

Richten sich die bisher besprochenen Werke vorzugsweise mitleid-erweckend an die persönliche Teilnahme des Lesers für den tragischen Ausgang des großen Lebens, so war in dem Jahrzehnt zwischen dem Abend von Waterloo und dem Erscheinen der letztgenannten St. Helenaschriften eine ungeheure Menge von Büchern über Napoleon und seine Taten auf den Markt gebracht, die sich vorwiegend an andere Interessen des lesenden und studierenden Publikums wendeten. Nicht die im Grunde doch etwas weinerliche Tragödie von Longwood, sondern das Heldenstück der Kaiserzeit behandeln sie, namentlich die letzten Aufzüge, die elementare Katastrophe von 1812, die Peripetieen von 1813, den großen Aktluß von Fontainebleau, den wirkungsvollen Epilog von 1815. Die Veteranen des kaiserlichen Heeres, welche die rücksichtslose Verfolgung der bourbonischen Regierung um Brot und Ehre, Rang und Heimat brachte, denen sie nach tatenreichem Leben eine unfreiwillige Muße aufzwang, ihnen hat sie glücklicherweise auch die Feder in die Hand gedrückt, um die Ruhmestaten ihres Kaisers, vor allem eine Menge intimerer Züge aus dessen Leben im Kabinett und im Feldlager, auf die Nachwelt zu bringen. Eine wahre Anzahl von Memoiren, militärischen und strategischen Schriften quoll aus dem Boden, und schon vor Napoleons Tode war sie zu einer stattlichen Reihe von Bänden angewachsen. Auch Deutsche beteiligten sich daran, teils alte Rheinbündler, die mit den ehemaligen Kriegskameraden in gleichem Fahrwasser schwammen oder, wie die württembergischen Generale von Kausler und von Theobald, deren Schriften in unsere Sprache übertrugen, teils Männer wie Plotho, Rühle von Lilienstern, Müßling, der bayerische Freiherr von Völberndorff und viele andere, die vom gegnerischen Standpunkte wider französische Darstellungen polemisierten, allzu laute

Rodomontaden kaiserlicher Haudegen zurückwiesen und so noch einmal in der Schreibstube mit den alten Gegnern von Leipzig und Ligny die Klinge kreuzten. Aber auch ihre Arbeit hat den Ruhm des Mannes, der im Mittelpunkte dieser auf- und abwogenden Federkämpfe stand, nicht unerheblich gefördert, mindestens beigetragen, das Interesse für ihn ununterbrochen wachzuhalten und noch zu steigern.

Für uns erhebt sich hier wieder die Frage, wie viele dieser Schriften unserem Heine bekannt geworden sein mögen. Sie gehört zu denen, die ich nicht so ohne weiteres mit einem peremptorischen „ja“ oder „nein“ beantworten möchte. Auf der einen Seite dürfte er manche jener Memoiren gelesen, durchblättert oder in Auszügen kennen gelernt haben, die in seinen Werken nicht citiert werden und deren Spuren schwer nachweisbar sind. Auf ein großes Interesse an dieser Literatur deutet vor allem die Stelle in den „Englischen Fragmenten“, wo der Dichter im Gegensatz zu den Engländern die Franzosen lobt, weil sie die Geschichte ihrer Taten schreiben: „Jene Hände, die so lange das Schwert geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem sie zur Feder greifen; die ganze Nation ist gleichsam beschäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren“<sup>112)</sup>.

Anderseits mag Heine vieles eben nur flüchtig angesehen, vielleicht nur aus Besprechungen gekannt haben, er, der ein eifriger Leser periodischer Blätter war und sich gelegentlich auf die Lektüre der „Hallischen Literatur-Zeitung“ und ähnlicher Institute im Scherz etwas zugute tut. So wird beispielsweise die vorzügliche Geschichte des spanischen Feldzuges von dem als Militär und Kammerredner gleich ausgezeichneten General Fon nur ein einziges Mal erwähnt<sup>113)</sup>. Es geschieht, um den Vorzug der auf Ehrgefühl basierten Mannszucht in den kaiserlichen Heeren vor der rohen Prügeldisziplin der Engländer zu betonen.

Hier ist wenigstens ein Anhalt gegeben. Wer will aber sagen, was Heine sonst noch alles aus der unabsehbaren Reihe dieser Memoirenwerke gekannt hat? Ob die Schriften des vom Schicksal unaufhörlich umhergetriebenen Obersten Vaudoncourt<sup>114)</sup>, dem das Elend der Verbannung die Feder „vergiftet“ hatte, ob die wegen ihrer einseitigen Verherrlichung der kaiserlichen Politik von den deutschen Kritikern vielfach verurteilten Fainschen Manuskripte<sup>115)</sup>, ob den von Menzel so sehr gerühmten Chambure<sup>116)</sup> oder Fleury de Chaboulons Memoiren<sup>117)</sup> über Napoleons Leben im Jahre 1815? Am sichersten, glaube ich, wird eine Bekanntschaft unseres Dichters mit den allgemein ge-

lobten und beliebten Schriften des schon früher erwähnten Generals Pelet anzunehmen sein, zumal Bruchstücke aus diesen in den bei Cotta erscheinenden „Politischen Annalen“ zu einer Zeit veröffentlicht wurden, als Heine diesem Organ schon nahe stand<sup>118</sup>).

Und nun darf nicht unerwähnt bleiben, daß unter den Autoren Napoleon selbst auftritt, dessen auf St. Helena diktierte Erinnerungen Gourgaud und Montholon nach den auf der Insel angefertigten Niederschriften in den Jahren 1822—23 zu Paris herausgaben<sup>119</sup>). In welchem Sinne der junge Heine sie auffaßt, läßt sich wieder genau angeben: nicht mit dem Auge des Kritikers, sondern mit dem des gläubigen Bewunderers, des Künstlers, des Poeten hat er sie betrachtet. Denn er selbst sagt an einer Stelle seiner Werke, — es ist wieder in den „Englischen Fragmenten“ — daß der „große Kaiser die Muße seiner Gefangenschaft dazu anwandte, sein Leben zu diktieren, uns die geheimsten Ratschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden“<sup>120</sup>).

Aber mehr als alle die bisher besprochenen Aufzeichnungen, als Napoleons eigene Memoiren, hat das Ségursche Werk über den russischen Feldzug die Gemüter in ihren Tiefen erschüttert<sup>121</sup>). Alle Zeitumstände waren dem Erscheinen des wunderbaren Buches günstig. Die von erhabener Schönheit umstrahlte Katastrophe, der Untergang eines seit Kerges' Zeiten nie mehr gesehenen Heeres, nicht durch den Kampf mit einem im Vergleich zu ihm und seinem Führer fast kläglichem Gegner, sondern im tosenden Wirbelsturm der Elemente, das umfängt noch heute mit herzbestrickendem Zauber den Leser. Wieviel mehr damals, wo der Welt noch feierlicher, romantischer zu Mute war als in dieser blassen Werktagszeit des zwanzigsten Jahrhunderts! Dazu kam die „Aktualität“ des Werkes. Es gab eine Menge Leute, wie Hauffs General Willi, der in Stuttgart auf der Straße umherwandelnde Freiherr v. Hügel<sup>122</sup>), welche die packenden Einzelheiten des Buches, die Scenen an der Beresina und Neys nächtlichen Zug über die schwankenden Eisschollen des Dnjepr mitgemacht hatten. In Bayern war fast kein Dorf, das nicht einige seiner Kinder betrauerte, die in Rußlands Schnee begraben lagen<sup>123</sup>). Und nun erscheint dies namenlose Elend und diese hehre Größe den noch Mitlebenden in einem Gemälde, das die früheren Bilder der Vaudoncourt, Labaume, Röder, Chambray und wie sie heißen, an Farbenpracht, an Fülle der poetischen Anschauung weit hinter sich ließ!

Ein Sallust, sagte man, habe ihn gezeichnet, diesen Cäsar, der den Halbtoten zu gebieten wußte und immer noch die Seele der Tausende war, die, sobald Gefahr nahte, die von Frost verklammten Hände um die eisigen Gewehrläufe klammerten, „den Kaiser zu schützen“. Mehr als ein Sallust war es wohl ein Homer, und es ist nicht unbedingt als Tadel zu nehmen, wenn ein Pariser Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“, einer der wenigen, die Ségurs Leistung damals ungünstig beurteilten<sup>124</sup>), das Buch schlechtweg einen „Roman“ genannt hat. Ja, es war ein Roman, ein Heldenroman, eine Epopöe, das französische Nationalepos, in ganz anderem Sinne wie die langweilige Henriade des seligen Herrn von Voltaire, ein „Ozean, eine Odyssee und Ilias, eine Ossiansche Elegie, ein Volkslied,“ wie es Heine getrost nennen konnte<sup>125</sup>). Nach einem zwingenden Gesetze der Geister mußte es die Seele des jungen Poeten ergreifen, der sich um die ersten Versuche, das Leben des Kaisers „objektiv“ darzustellen, die in Frankreich Arnault<sup>126</sup>) und Thibaudeau<sup>127</sup>), in Deutschland Buchholz<sup>128</sup>) und Schloffer<sup>129</sup>) anstellten, anscheinend so wenig gekümmert hat und dafür um so lieber die Evangelien der Las Cases und O'Meara aufschlug und Ségurs „betäubenden“ Roman immer wieder zur Hand nahm.

War er doch, was bei der Beurteilung seines Verhältnisses zu dem Franzosenkaiser nie vergessen werden darf, ein Dichter, der von dem poetischen Napoleon fast noch mehr angezogen werden mußte als von dem politischen. Auch bei seiner späteren Verurteilung des Walter Scott'schen Werkes über den Kaiser, von der wir passender an einer andern Stelle sprechen werden, hat er sich ja weit mehr von künstlerischen als historischen Gesichtspunkten leiten lassen.

Wie tief die Historie von der großen Armee auf poetisch veranlagte Gemüter wirkte, zeigt Wilhelm Hauffs fast gleichzeitige Novelle, „Das Bild des Kaisers“, in der man den Nachhall der Ségurschen „Dichtung“ und den Donner der letzten Geschütze um Wilna und Kowno hört. Später hat als „deutscher Ségur“ Ludwig Kellstab in seinem Roman „1812“ ein umfassendes Gemälde des russischen Feldzuges geliefert. Die Erwähnung Hauffs, der übrigens auch in einer ansprechenden Weise den ägyptischen Heereszug in seine orientalischen Märchen zu verflechten wußte<sup>130</sup>), gibt mir Anlaß zu einer anderen Betrachtung, die auf Heine unmittelbar hinleitet. Bei dem ungemein regen Interesse für Leben und Taten Napoleons, das wir beobachten konnten, liegt die Frage nahe, ob und warum man

sich nicht schon zu jener Zeit daran versucht hat, neben den Reliefs und Schattenrissen kleinerer Dichtungen ein Vollbild aus dem Granitblocke zu meißeln, den der korsische Gigant wie absichtlich zu diesem Zwecke hingewälzt hatte. Ein dramatisches — das verbot schon die politische Lage. Allermindestens mußte die Firma geändert werden. Und selbst wenn das geschah, welchen Sturm hatte 1817 Arnaults „Germanicus“ in Paris erregt! Auch später gebrauchten die Dichter dieselbe Vorsicht. Ende 1821 schuf Talma die Rolle des „Sulla“ in de Jouys gleichnamigem Stücke, Talma, der den verkappten Napoleon so oft in den Tagen des Empire gespielt hatte, und auch jetzt erkannte man den Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts unter der klassischen Toga! Bald darauf hat der jüngere Arnault (Emile Lucien) eine Apologie des Märtyrers von St. Helena auf die Bühne gebracht, aber er hatte in seinem „Regulus“ den Umweg über Rom und Karthago nehmen müssen. Einen noch weiteren Weg hatte der italienische Dichter Niccolini eingeschlagen, der in dem — 1819 zu London gedruckten — „Nabucco“ aus dem Euphrattal und der Urzeit des babylonischen Reiches seine Theaterrequisiten erborgte, um Napoleon darstellen zu können. Besonders nahe mußte der Charakter dieses Helden den Dichtern der in engerem Sinne so genannten Schicksalstragödie liegen. Schon 1808 hatte ihn Zacharias Werner als „Attila“ in den Umrissen gezeichnet<sup>131)</sup>; 1817 tat das, nur mit umgekehrter Tendenz, Adolf Müllner. Aber auch er verlegte, im „König Hugurd“, Helden und Handlung in die sagenhafte Vorzeit<sup>132)</sup>. Auch Grillparzer gesteht in der „Selbstbiographie“<sup>133)</sup>, daß ihm bei der Schöpfung seines „König Ottokar“ die Züge Napoleons vorgeschwebt hätten. Und als es Holtei in Berlin einmal wagte, den Kaiser selbst — freilich in harmlosester Weise als stumme Person — auf die Bühne zu bringen, da zog die Polizei ein höchst bedenkliches Gesicht, und das Stück wurde nach wenigen Aufführungen verboten<sup>134)</sup>.

Aber das alles waren ja farblose Silhouetten, ohne Inkarnat, die womöglich gelehrter Deutung bedurften, um überhaupt verstanden zu werden. Erst nach der Julirevolution malt der kraftgenialische Grabbe den letzten Kampf des riesigen Soldaten in großartigen Fresken auf die weltbedeutenden Bretter; er schreibt seinen „Napoleon oder die hundert Tage“, ein Stück, dessen Aufführung sich freilich unter damaligen Verhältnissen schon aus technischen Gründen verboten haben würde.

Aber hätte nicht, was im Drama, wenigstens dem Bühnendrama, unmöglich war, in epischer Form geschehen können?

Ja, wenn den Epigonen der Restaurationszeit nur nicht die Kraft gemangelt hätte! An und für sich konnte, mußte ja die historische Novellistik nach Scottschem Vorbilde, die sich in den zwanziger Jahren in Deutschland so üppig entfaltet, auf die poetische Ausnutzung der Kaiserzeit geradezu hindrängen. Und soweit es sich nur um diese, um die Milieuschilderung, handelt, ist das auch reichlich geschehen. Von Karoline Fouqué schon 1814, von andern noch viel früher. Auch in den zwanziger Jahren wimmelt es von Romanen und Novellen aus der Revolutions- und Kaiserzeit, in denen Napoleon erwähnt, auch wohl hier und da einmal redend eingeführt wird. Man braucht nur die beliebten Taschenbücher zu durchblättern, das „Vergißmichnicht“, die „Urania“ und wie sie heißen mögen, an deren süßlich schlüpfrigen Geschichtchen mit den vollbusigen Titeltupfern sich unsere guten Großmütter in der Jugendzeit ergötzen. Wem fiel nicht Claudens „Mädchen aus der Fliedermühle“ ein? Von den E. T. A. Hoffmannschen Spukgeschichten spielt mehr als eine in den Kampagnen von 1813/15. Versteht sich, daß sie vom patriotisch preußischen Standpunkte geschrieben sind. Auch in die wie die Sternhausen zahllosen Novellen der Blumenhagen, Tromlitz, Laun, Bronikowski, Weichselbaumer, in die „Kriegs- und Reisesfahrten“ des abenteuernden Literaten Christian August Fischer spielt der Korse mit seinen Heereszügen hinein. Ein Büchlein dieser Art ist z. B. „Die schweizerische Amazone“<sup>135</sup>), eine Schilderung des wechselreichen Lebens einer Offiziersfrau, die in Begleitung ihres Gatten alle Feldzüge des Kaisers von den Pyramiden bis Waterloo mitmacht. Steffens' „Der Norweger“<sup>136</sup>) kämpfen dagegen wie ihr Verfasser auf seiten der Verbündeten gegen den „Feind der Menschheit“. Auch Fouqués „Réfugie“ (1824) sicht zur Zeit der deutschen Erhebung unter denen, deren Landsmann er geworden, gegen den Franzosenkaiser. Ja, man kann, wenn man will, hierher auch jene halb auf Wirklichkeit beruhenden, halb romanhaften Lebensbeschreibungen napoleonischer Krieger zählen, die unter dem Namen „Der junge Feldjäger“, „Des jungen Feldjägers Kriegskamerad“ und „Des jungen Feldjägers Landsmann“ erschienen und dem alten Goethe so viel Vergnügen bereiteten, daß er sich vom Throne der Majestät herabließ, diese harmlosen Kinder der historischen Muse mit wohlwollenden Einleitungen zu versehen<sup>137</sup>). Aber auch das waren doch höchstens Momentaufnahmen, den Erinnerungsbildern vergleichbar, die so viele

im Herzen trugen, welche den gewaltigen Mann das eine und das andere Mal auf einer Revue oder an einer Straßenecke gesehen, wenn es hoch kam, wie jener weimarische Feldjäger von ihm der Ehre einer kurzen Ansprache gewürdigt worden waren. Ein wirklicher Napoleon mit Fleisch und Blut war das nicht. Auch für das Fehlen seines Bildes in der erzählenden Literatur mögen Unvermögen und Censurfieber zu gleichen Teilen verantwortlich zu machen sein. Als es endlich im Jahre des Julikampfes Karl Spindler gewagt hat dem von der Reaktion Verfehmten eine Hauptrolle in einer seiner Erzählungen zuzuweisen, da machte auch er, gleich jenen Dramatikern, den Versuch in so versteckter Weise, daß ein Rezensent der „Jenaischen Literatur-Zeitung“ seinen ganzen Scharfsinn aufbieten mußte, um in dem mythischen „Eroberer“<sup>138)</sup> den wirklichen Napoleon zu entdecken. Kurze Zeit darauf hat dann freilich derselbe Spindler im „Invaliden“ schon ein bedeutenderes, mit stark menschlichen Zügen ausgestattetes Bild von dem Kaiser entworfen, worin ihm Ferdinand Stolle und andere später gefolgt sind. Doch liegt das außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung.

Greifen wir jetzt ein wenig zurück, um zusammenzufassen. Infolge seines tragischen Endes und so und so vieler anderer Umstände, unter denen die Politik der Reaktionszeit in erster Reihe steht, ist eine starke Umkehr der öffentlichen Meinung zu Napoleons Gunsten eingetreten. Selbst in den Kreisen seiner Gegner ist ein teilnehmendes Interesse erwacht und von Jahr zu Jahr gewachsen. Ein gewisser Platonismus dieser Begeisterung ist freilich unverkennbar. Gilt sie doch nicht mehr dem Lebenden, sondern einer Person, die angefangen hat, der Geschichte anzugehören. Man konnte wie der Hauptmann in Immermanns „Münchhausen“ gut patriotisch sein, „stockpreussisch“ oder „schwarz-gelb bis auf die Knochen“<sup>139)</sup>, und die in der Luft liegende Stimmung für den Mann von Austerlitz und Jena doch seilen. Selbst Heine hat gelegentlich sagen können, das Liebste an Napoleon sei ihm, daß er tot wäre, denn lebte er noch, so müsse er ihn bekämpfen helfen.

Genau genommen, handelte es sich überhaupt nicht mehr ausschließlich um den wirklichen, sondern schon um einen poetischen Napoleon, dessen Linien im Vorausgehenden andeutungsweise festgestellt wurden.

Daß sich nun die Restaurationszeit — auch in künstlerischem Sinne — gerade diesen Helden erkor, ist ja leicht zu begreifen. Die ganze Lauheit und Flauheit der trüb traurigen Jahre, über die



man alle Zeitgenossen, Grillparzer und Immermann, Hauff, Hoffmann (Ernst Theodor Amadeus so gut wie den jungen Heinrich von Fallersleben), Börne, Grabbe, Gutzkow, Marggraff und wie sie heißen, je nach ihrem Naturell mehr elegisch klagen oder lustig spotten hört, diese unsägliche Flachheit und Ode mußte nach dem psychologischen Gesetze des Widerspruchs zum Genie- und Heroenkultus drängen, der denn auch geradezu ein Merkzeichen jenes Epigonenzeitalters geworden ist. So wurde Schiller gefeiert, noch mehr Goethe, am meisten aber der Mann, der, wie Legouvé schrieb, während eines Zeitraums von fünfzehn Jahren die Geschichte Frankreichs zu einem epischen Gedicht umgeformt<sup>140)</sup>, nach Heines Ausdruck „jeden Tag ein gutes Epos improvisiert“<sup>141)</sup> oder, wie man vielleicht auch sagen könnte, alle paar Monate ein neues Ausstattungstück großen Stils gegeben hatte, bald in Mailand, bald in Kairo, in Wien, Berlin, Madrid, Moskau oder auf seinem Centraltheater zu Paris. Jetzt verzehrte man in Berlin die Süßigkeiten der Taschenbücher, stritt über die Oper und trank dazu ästhetischen Thee; dann wird man den Gesang der Henriette Sontag und ein paar Jahre später die Beine der Taglioni bewundern; in Wien herrscht Totenstille, und nur in Metternichs Kabinett rasselt die Feder übers Papier, um eine seiner geistesarmen Diplomatenphrasen zu schmieden; in Paris schleichen kaiserliche Marschälle, z. B. Soult, die man einst in anderem Feuer gesehen, die geweihte Kerze in der Hand, hinter dem Sanktissimum der Prozession; in Madrid wird gelegentlich ein Liberaler gefoltert, in Neapel dann und wann ein Carbonaro gepeitscht. Das ist die „Bewegung“ der Zeit. Vollends über Deutschland lagerte ein unheimlicher Quietismus.

Nach alledem ist es kein Wunder, daß in den besseren Köpfen eine Reaktion wider die Reaktion — neben der politischen auch eine poetische — zu arbeiten begann und des „großen Kaisers“ Büste sich als Zauberbild vor einem Geschlecht erhob, dessen ältere Mitglieder das Original hatten zertrümmern helfen. Aber der Dichter, der Napoleon an die Schulter reichte, war nicht da, ganz gewiß nicht, seitdem Goethe alt geworden und Byron in der Dorfkirche von Hucknall begraben lag. Ein Vollbild, wenigstens ein solches, das einen dauernden Platz im Museum der Literaturgeschichte beanspruchen darf, wird also vor der Hand ungemalt bleiben.

Aber vielleicht wird ein geistreicher Mann kommen, ein pikanter und origineller Skizzenzeichner, ein künstlerischer Photograph, der mit Blitzlicht arbeitet, je nach Stimmung und Eingebung seinen Helden

bald in dieser, bald in jener Stellung porträtiert, oft ganz launische Capriccios hinzaubert, aber doch so verfährt, daß seine Kreide- und Kohleskizzen bei allen Abweichungen im einzelnen immer „Napoleons“ sind und daß auch die schwächste derselben die bonapartistische Familienähnlichkeit nicht ganz verleugnet.

Dieser Mann wandelte schon lange unter den Lebenden. Der Titel meines Buches macht es überflüssig, ihn nochmals zu nennen, zumal sein Name sich schon verschiedentlich zwischen diese Blätter gedrängt hat.

